

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Sechshunddreißigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1901.



3978



Inhalt.

| | | | |
|---|-------|---|--------------|
| Alte und neue Tonkunst f. Tonkunst. | 465 | Pomer bei Salomo | 38 |
| Antialkoholismus | 465 | Japan f. Sozialismus. | |
| Baugeschichte f. Berlins. | | Journalistendeutsch | 158 |
| Berlins Baugeschichte | 144 | Italiens rother Sommer | 82 |
| Berliner Sezession f. Sezession. | | Kaiserin Friedrich | 257 |
| Bismarck-Denkmal f. Diener. | | Kampf, der, um den Zoll | 248 |
| Boffe, Robert f. Männer. | | Rezeren, kriminalistische. | 377 |
| Briefe, drei | 251 | Shayyam, Omar. | 243 |
| Bilow, Graf f. Revirement. | | Slavier, f. Zukunft. | |
| Crispi | 357 | Sölller, Mathias von f. Männer. | |
| f. a. Männer. | | Kriminalistische Rezeren f. Rezeren. | |
| Dame, die | 496 | Kunst f. Land. | |
| Darmstädter Künstlerkolonie | 112 | Künstlerkolonie f. Darmstädter. | |
| Deutsche Zukunft f. Zukunft. | | Lachsis | 68 |
| Diener, der stumme | 1 | Land, das, der Kunst | 278 |
| Drama, das moderne. | 190 | Landau | 292 |
| Eckmann contra van de Belse f. Notizbuch 95, f. a. Er- klärung. | | Landestruer f. Notizbuch 335. | |
| f. a. 35. Band 540. | | Leben, das, ein Traum | 441 |
| Einzug | 309 | Legende von der Mutter Gottes | 58 |
| Erklärung | 123 | Lehrweisheit, neugriechische | 272 |
| Faktoren, die, des Jah | 7, 59 | Lendemain | 283 |
| Gasthöfe, f. Reisebücher. | | Leztimmen | 108 |
| Gibraltar | 197 | Lucas Offenbarung | 137 |
| Goldwährung f. Witte's. | | Männer, Tote | 297 |
| Graf an Richard Boh | 406 | Marten, Dragoner | 337 |
| Hahn, der | 362 | Medizinische Pfaffen f. Pfaffen. | |
| Hanau und Terlingen | 214 | Miegel, Agnes | 310 |
| Handelgesellschaft, die, in Rau- heim | 373 | Miquel f. Notizbuch 92. | |
| Harmonikzug, im | 525 | Moral f. Naturwissenschaft. | |
| Hausindustrie f. Notizbuch 334. | | Morig und Rina | 505 |
| Dieb | 476 | Musitalienhandel f. Briefe. | |
| Döhlkönigsburg, die | 432 | Naturwissenschaft und Moral | 399 |
| | | Notizbuch | 92, 334, 536 |
| | | Opera f. Sommeroperen. | |
| | | Parallelen, sittengeschichtliche | 29 |

| | | | |
|---|-----|-----------------------------------|------------|
| Personentarif und Rückfahrkarten | 161 | Stahlarbeiterstreike, der | 175 |
| Pfaffen, medizinische | 104 | Stoß, der erste | 331 |
| Preußen in Sachsen | 88 | Sudermann als Bekannter | 366 |
| Rechtsanwalt, der | 206 | Szilagyi, Desider | f. Männer. |
| Reisebücher und Gasthöfe | 124 | Terlingen f. Hanau. | |
| Revirement | 49 | Theorie und Praxis | 411 |
| Reiz, der vornehmste f. Revirement. | | Tonkunst, alte und neue | 511 |
| Rückfahrkarten f. Personentarif. | | Tote Männer f. Männer. | |
| Schlegel-Tied | 222 | Treber. | 45 |
| Schoftag | 531 | Unten durch! | 97 |
| Schuckert | 119 | Velde, van de f. Eckmann. | |
| Schule, die hellenische | 72 | f. a. Erklärung. | |
| Schulreform | 217 | Verleger, mein letzter. | 165 |
| Selbstanzeigen 43, 85, 117, 169, 287, 407, 490. | | Verse | 168 |
| Sezession, Berliner | 322 | Voss, Richard f. Grupp. | |
| Sieg, der, des Drachen | 417 | Waldersee, Graf Alfred f. Männer. | |
| Sittengeschichtliche Parallelen f. Parallelen. | | Waterproof | 529 |
| Sommeropern | 450 | Weltgeschichte | 238, 386 |
| Sozialismus in Japan | 319 | Weltmeisterschaft, um die | 200 |
| Sozialreform, deutsche | 457 | Wittes Goldwährung | 448 |
| Spinnengewebe | 171 | Zeichen, das, des Thieres | 20 |
| Staatsanwalt, der | 370 | Zolltarif, der. | 177 |
| | | f. a. Kampf. | |
| | | Zukunft, deutsche | 391 |
| | | Zukunft, die, des Klaviers | 36 |



Berlin, den 6. Juli 1901.

Der stumme Diener.

Ein paar Jahre ist es her. Fächelnden hatte ein Fächelnder eben erzählt, in der Rheinprovinz seien am selben Tage zwei Kommandirende Generale, ein Oberpräsident, ein Divisionär und ein Brigadier durch „unaufschiebbare Geschäfte“ verhindert gewesen, von einem Bismarck-Denkmal die Hülle fallen zu sehen. Die Tragikomik des Vorganges führte auf grader Straße in die Geschichte des Planes, der Hauptstadt des Reiches ein Standbild des Mannes zu schenken, dessen persönliche Lebensleistung der Schulweisen Traum vom Reich zur Wirklichkeit gewandelt hatte. Ein „Nationaldenkmal.“ Bürger hatten das Geld aufgebracht; eine runde Million. Dennoch glaubte das Komitee, in dem eine sichere Mehrheit bewährter Banaußen schrankenlos herrschte, zunächst die Meinung des Monarchen ermitteln zu müssen; und bald vernahm man, der Kaiser wünsche, daß erst seinem Großvater in Berlin ein Denkmal errichtet werde, und er habe den Gedanken, Bismarck zu Pferde darzustellen, mit dem Wort zurückgewiesen, die Ehre eines Reiterdenkmals müsse Herren vorbehalten bleiben, die auf einem Thron saßen. Lange hatten des Hortes würdige Hüter dann geschwiegen; es schien ihnen wohl ungeschicklich, allzu viel von Einem zu reden, der, trotz allem Bitten und Drohen, nicht sterben, nicht einmal in die vornehme Statistenrolle des repräsentativen Greises sich fügen wollte. Als am östlichen Saum des Sachsenwaldes mild leuchtend aber die Gnadensonne aufstieg, gab das Komitee wieder ein Lebenszeichen. Reinhold Wegas, so ward verkündet, soll des Denkmals Schöpfer sein, das unmittelbar vor der Haupttreppe des Reichstagshauses

errichtet wird. Zwar erklärte in einem an mich adressirten, aber zu weiterer Resonanz bestimmten Brief Paul Wallot, „an dieser Stelle erscheine ein wirklich großartiges Denkmal, das zugleich den vorhandenen bedeutenden Mitteln entspricht, ausgeschloffen.“ Doch was konnte dem Disettantenomitee das Urtheil des Meisters gelten, dessen Bau der Kaiser den Gipfel der Geschmacklosigkeit genannt hatte? Die ehrenwerthe Versammlung ließ das ungeberdige Genie aus ihrer Mitte scheiden und brauchte sich, als der Sachverständigste weggedrängt war, nicht darum zu bekümmern, daß hier — vor drei Jahren — gesagt wurde, schon jetzt müsse man fürchten, ein großer Aufwand werde schmähtlich verthan und ein aus dem reinsten Empfinden des deutschen Volkes geborener Plan von anmaßendem Sakaisensinn elend verstümpert werden . . . Das Alles wurde besprochen, belacht, bespottet; und Jeder suchte dem Bismarck-Denkmal seiner Phantasie Gestalt zu geben. Schon waren die wunderlichsten Vorschläge ans Licht des Zehnzimmers gekommen; da sagte, zuletzt, Einer, auf den längst Alle geschaut hatten: „Dem darf man kein Dugenddenkmal anthun. Der ist ein Einsamer, ist hinter dem Gitter heute wie der eingesperrte Löwe, der wohl die Zungen und deren Mutter mal zärtlich tätschelt, doch, ohne innere Gemeinschaft mit ihnen, seine große Vision lebt. Dem sind die Menschen nur Möbel, bequem oder unbequem, stimmend oder verstimmend; und wenn sie glauben, daß er zu ihnen spricht, hält er einen Monolog. Nur Dem nicht die übliche Menagerie mit symbolischem Hofuspotus! In einem dichten, vom Geschäftssinn noch nicht durchforsteten Wald einen Riesenthurm; und oben, hoch über allen Wipfeln, er, — ein Wesen, das den Kleinen da unten ihm zu gleichen scheint. Das Ganze darf so wenig an ein anderes Denkmal erinnern, wie er an einen anderen Minister erinnert hat.“ Der so etwa sprach, hieß Franz von Venbach.

Daß es gerade ein ungeheurer Thurm im Walde sein muß, wird Mancher nicht zugeben; doch Jeder, daß ein Bismarck-Denkmal der Deutschen keinem anderen Monument gleichen darf. Im Invalidendom lebt, zwischen dunkelrothen Granitmassen, Etwas vom Wesen Bonapartes, des ungekrönten, hageren Feldherrn, der, nach Taines hübschem Wort, drei Atlanten in der Wölbung der Schädels trug; nie sah, nie empfand der Betrachter Aehnliches. Auch die Vendomesäule, die doch antiken Vorbildern nachgedacht ist, läßt unter Schauern aus erregten Affoziationcentren die Gestalt des Merkwürdigen erstehen, der ein darrender Unterlieutenant war und Welt herrscher und der ältesten Reiche Minderer wurde. Ein kleiner Mann, schmucklos wie ein Korporal, und auf so hoher Säule doch, — hoch über den Dächern der Paläste,

in denen, ehe Lätitia schwanger ward, des Bourbonenstaats Adel schwelgte und in denen seit dem Zusammenbruch der Parvenumonarchie zu des Korfen Füßen nun Modeschneider und Lugscherberger haufen. Ein solches Denkmal, vor dessen Sonderheit alle Erinnerungsbilder verblassen, hatten wir auch für Bismarck geträumt. Es brauchte nicht gleich errichtet zu werden; man sollte nie Menschen, deren Gestalt bis ins Einzelne noch im Gedächtniß lebt, in deren Bild der Spürsinn noch nach Aehnlichkeit pürschen kann, Denkmale setzen; oder man muß sich mit einem großen Symbol begnügen, wie die Franzosen mit der bildlosen Gruft Bonapartes. Eines halben Künstlerlebens Arbeit mindestens forderte unser Traum; dieser Künstler konnte in Deutschland vielleicht Max Klinger sein. Der wäre einem Irrlicht am Ende in undurchbringlichen Hag gefolgt; doch sein Irren wäre noch bismärckischer gewesen als jedes Anderen gleichender Erfolg. Und wenn dem Beethovenbildner der große Wurf gelang! . . . Mit Michelangelos Moses, mit dem Colleoni Verrocchios sollte das Werk den Jahrhunderten tragen; dem Germanengenius, den noch kein Denkmal deutet, sollte es plastischen Ausdruck geben. So hoch flog unser Hoffen; die Erfüllung hätten wir gern mit einer zweiten Million erkaufte. Und war es so weit, konnte die Hülle sinken: keine offizielle Feier heutigen Stils, keine Absperrung noch Kastenscheidung, keine festlich stolzirende Besprechung des Bildes. Ins nächtliche Dunkel die Handwerkerlei; eines Lenzmorgens sollte das Wahrzeichen dem wachen Blick sichtbar sein. Jeder konnte dann hintreten und, als Christ oder als Heide, dem Drang andächtiger Wünsche genügen: der Christ seines Gottes Walten im engen Menschenhirn preisen, der Heide in dem stolzen Bewußtsein sich wiegen, daß Einer von seiner Gattung der Menschheit Grenze so weit hinauszurücken vermochte. Liebe und Haß konnten hier, mußten empfinden, daß vor dieser Stätte laue Alltagsgefühle schweigen, in leidenschaftlicher Wallung die Geister, die Herzen sich scheiden mußten.

Es ist anders gekommen; anders, als wirs träumten, nicht anders, als wirs gewöhnt sind. Hätte es sich um irgend einen Otto den Faulen gehandelt: Die Enthüllungfeier wäre ungefähr eben so verlaufen. Bei geringerem Anlaß wurden die Bundesfürsten nach Berlin entboten und zu diesem Festtag wäre Mancher von ihnen gern herbei geeilt; Einzelne haben es laut gesagt, — aber sie waren nicht geladen. Die Minister der deutschen Staaten fehlten, das Heer, dessen Ansehen Bismarck mit mächtiger Hand aus der demokratischen Fluth gerettet hat, war nicht vertreten, die Ehrencompagnie, ohne die es doch nicht gut ging, im Dienstanzug aufmarschirt. Im letzten Augen-

blick soll für Offiziere und Mannschaft Paradeanzug befohlen, der Befehl aber so spät eingetroffen sein, daß die Ausführung nicht mehr möglich war. Und es war besser so, passender für den Rahmen, in den die ganze Veranstaltung gezwängt werden sollte. Ein paar Helmbüsche machen noch kein Nationalfest; und die Krüge, auf den Dächern der offiziellen Gebäude habe keine Fahne geweht, braucht den ernstesten Sinn nicht lange zu beschäftigen. Kein militärischer und kein höfischer Pomp konnte die frostige Feier erwärmen. Alle, so ward uns vorher erzählt, die dem Kanzler „nah gestanden“ haben, sollen zur Enthüllung gerufen werden; und wirklich: Herr von Lucanus war da und Herr von Boetticher hatte sogar die Reise von Magdeburg nicht gescheut. Auch durfte nach Bier Jeder das Bild betrachten — Die sogar, die es bezahlt hatten — und es war nur natürlich, entsprach nur der Sitte, daß bis zu dieser Stunde der Platz abgesperrt blieb. Ein Thorenhäuflein hatte von anderer Feier geträumt.

Und von einem anderen Denkmal. Reinhold Vegas gehört zu Denen, die man, nach des ihm im Wesen verwandten Grillparzer Forderung, nur mit dem Hut in der Hand kritisiren sollte. Er ist ein Meister in der Kunst, einen feinen Kopf, einen anmuthig bewegten Leib nachzuschaffen, eine Stimmung in Stein zu bannen. Die Sabinerinnen, der Centaur, das ungleiche Brüderpaar aus der Genesiß, die Niermädchen auf dem Rande des Neptunbrunnens, der Genius, der neben dem Kopf des alten Kaisers einherdreht, Schillers tragische Muse: sie Alle loben den Schöpfer laut. Schiller selbst ist, in der stolzen Haltung des leidenden Helden, sehr schön: zwei Pathetiker können einander empfinden. Dieses Bild wird, trotz dem ungünstigen Aufbau, bleiben und noch der Enkel heute lebender Deutschen wird schwören, so habe der Dichter der Räuber ausgesehen. Die Namen Bismarck und Vegas aber geben keinen Reim. Der Meister mag aus alten Mythen die berühmtesten Schatten rufen: der Mann, der in dieser Gespensterwelt leben soll, bleibt ihm fremd. Bismarck ist sehr verschieden gesehen worden. Vielen ist er der verschlagenste Diplomat, Vielen der wilde, rachsüchtige Junker, Manchen der treue Vasall, der Tronjer der Hohenzollern; und Treitschke hat kühn prophezeit, im Gedächtniß des Volkes werde nur der gelbe Kürassier fortleben, der an des Heeres Spitze wie ein Ungewitter ins Franzenreich brach. Vegas macht in seiner Sprache geistreiche Bemerkungen über Bismarck, aber er hat von der Welt, die dieser Name Jedem, dem Bewunderer wie dem Todfeind, bedeutet, keine eigene, in ihren Zauberkreis zwingende Anschauung. Das Ganze ist gewiß wirksam, im besten Sinn dekorativ und meisterlich ausgeführt; aber die große Vision fehlt, — und die erlebt kein

Siegfried, kein Atlas, keine den trägen Michael aufrüttelnde Dame Germania und kein Tigerthier. Ein plastischer Künstler von höchst ungewöhnlichem Wuchs hat eines Malers geistreiche Alexandrinereinsätze gestaltet. Rodin traf besser, als er Victor Hugo aus der modischen Hülle schälte und den nackten Ehrer zeigte, den in jedem Gewand unveränderlich gleichen vates, dessen Seele stets in heller Begeisterung tönt; und der schwächliche Tilgner fand den Weg ins Innerste seines Helden, als er Hans Makart im Maskenkostüm eines Renaissancekünstlers auf den Sockel stellte. Für Begas, den Heroenbewunderer, ist Bismarck wohl nur der Große, den die Meute der Kleinen umklaffte. Das war nicht genug. Des Großen besonderes, deutlich abgegrenztes Wesen mußte der Künstler mit inniger Andacht umfassen. Vor diesem Bilde wird der Betrachter nicht fromm.

Doch sollte der Künstler denn solche Stimmung wirken? War so sein Auftrag? Vor dem verhüllten Bilde sprach Herr von Levegow. Der war Reichstagspräsident, als Bismarck entlassen wurde. Denn Bismarck — schon scheint es nöthig, daran zu erinnern — ist entlassen, ist an einem Tage zweimal aufgefordert worden, schleunigst aus der Wilhelmstraße zu weichen, und war, nach seiner durch keinen Widerspruch entkräfteten Behauptung, gezwungen, Hals über Kopf seine Sachen zu packen. Damals also saß Herr von Levegow im Reichstag auf dem Präsidentenstuhl. Er sprach kein armes Wort; der Vorgang dünkte ihn, der jeder durch Volkswahl geweihten Null ein paar Phrasen ins Grab nachschickte, wohl nicht wichtig. Dann hatte er den Muth, dem Ausschuß zu präsidiren, der das Denkmal errichten wollte; und jetzt hat er über den „nationalen Heros“ allerlei Erbauliches zu melden gewußt. Das war der „Auftraggeber“. Ihm gelobte in des Reiches Namen der Kanzler, das Denkmal zu hüten; und er hielt eine noch viel schönere Rede. Daß Bismarck „unter und mit Kaiser Wilhelm dem Großen in gewaltiger Energie das Reich aufgerichtet hat,“ sagte er; daß „wir in jeder Hinsicht auf seinen Schultern stehen“; und daß „auf den Schultern des glorreichen Hohenzollernhauses die Zukunft der Nation ruht“. Das Hauptstück der wunderschönen Rede aber war der Satz: „Was uns Fürst Bismarck gelehrt hat, ist, daß nicht persönliche Liebhabereien, nicht populäre Augenblicksströmungen noch graue Theorie, sondern immer nur das wirkliche und dauernde Interesse der Volksgemeinschaft, die *salus publica*, die Richtschnur einer vernünftigen und sittlich berechtigten Politik sein darf“. Das, hört, Ihr Herren, und laßt es vom Bülow Euch sagen: Das ist die funkel-nagelneue, die über jeden Begriff genialische Weisheit, die uns Bismarck

gebracht hat, die vor ihm kein Mensch noch kannte; auf diesen Gemeinplatz schauete stumm künft'ig der bronzene Kanzler herab.

Ein revolutionäres Genie, das nur dienen konnte, so lange der legitime Herr an dem Schein der Macht sich genügen ließ und nach keinem ernsthaften Herrenrecht die Hand rechte? Solchen Leuten setzen die Offiziellen kein Denkmal. Nein: ein sehr bedeutender Minister, der eines sehr bedeutenden Fürsten treuer Gehilfe war. „Des großen Kaisers großem Diener“ widmete Wilhelm der Zweite seinen Kranz. Unter allen Feiernden war der Kaiser allein vielleicht ganz aufrichtig. Von dem Bismarck der neunziger Jahre will er nichts hören; genug, daß er ihm huldvoll verziehe. Auch will er, kann er nicht dulden, daß ein Diener geehrt wird wie ein souveräner Herr, an dem auch ohne Menschenhilfe Gottes Gnade das höchste Wunder zu wirken vermochte . . . Alles ist in schönster Ordnung und zu leisem Groll und lauter Scheltrede nicht der geringste Grund. Das Dienerdenkmal steht, neben der Siegessäule, am Ausgang der Puppenallee, ganz an seinem Platz, als das ragende Wahrzeichen einer Zeit, die mit bunten Lappen aus allen Kulturen den verkrüppelten Körper zu pugen bemüht ist. Und der später Vorüberwandelnde wird erkennen lernen, daß der Mann da oben den Zeitgenossen in vielfach wechselnder Gestalt erschien, als tapferer Siegfried und gewaltiger Weltenträger, als General der Kavallerie, als scharfäugige Gule, als brutaler Thierbändiger, und daß in dem Ganzen ein Nationaldenkmal zu erblicken ist, — das Denkmal, das eine Nation aus der Hand beamteter Pfleger hinnahm. Ein anderes Geschlecht wird das Bismarck-Denkmal errichten. Mit dem Sammeln des Geldes könnte immerhin schon begonnen werden. Am Ende wird Etwas aus der Sache, wenn die Gegner der bismarckischen Politik sich zusammenthun, um dem Genius des Mannes Otto Bismarck den Denkstein zu setzen.



Die Faktoren des Ich.

In Weltverbesserungsvorschlägen fehlt es heutzutage bekanntlich nicht. Manches muß daher wohl an unserem sozialen Organismus hapern; sonst wäre ein solches Bedürfnis nach Verbesserung nicht vorhanden. Zwar besitzen wir, wie zu allen Zeiten, Optimisten und Pessimisten, die Beide im Grunde auf das Selbe hinauswollen, die Einen, weil sie Alles so vortrefflich und den Fortschritt in allen Theilen so riesig finden, daß sie es für total überflüssig erachten, noch Etwas daran zu verbessern; die Anderen, weil sie Alles als so miserabel, schlecht, krank und entartet ansehen, daß nach ihnen Hopfen und Malz an der Menschheit verloren sind; sie finden ihre Wollust in der Entartung selbst, die sie auf allen Tönen ihrer poetischen Geige singen oder in allen Farben ihres degenerirten Pinsels malen. Für Karikaturen und Romane eignen sich die Pessimisten wie die Optimisten vortrefflich. Von der Wirklichkeit sind aber Beide ungefähr gleich weit entfernt. Jede Sorte betrachtet die Menschheit durch ihre Brille und sieht daher immer nur die Seite, die der Krümmung ihres Glases angepaßt ist.

Die Wissenschaft möchte aber die Wahrheit, so weit sie erkennbar ist, auch wirklich erkennen. Den Pessimisten muß sie zugeben, daß Vieles besser sein könnte, und den Optimisten, daß viel Gutes, Förderliches vorhanden ist. Es kommt jedoch nicht darauf an, die Menschheit für stroyend gesund und wachsend oder umgekehrt für unheilbar totkrank und vergehend zu erklären. Das sind nur Worte, die die subjektive Gemüthsbetonung des Individuums, seine melancholisch gedrückte oder umgekehrt maniakalisch gehobene Gehirnerkrankung den anderen Leuten ausdrucksvoll vorleiern. Damit treibt man nur Theologie im Sinne Goethes, indem man durch bald mehr, bald weniger mythisch klingende Schlagwörter und falsche Verallgemeinerungen, durch dogmatische Aufstellung von Sätzen über die undurchbringlichsten Fragen der Metaphysik, über die ersten Ursachen und die letzten Ziele Gottes oder des Weltalls, alles Menschliche in dem trüben Schlamme unverdauter Phrasen und Gefühle verwerkelt. Solches gefühlvolle Pathos dient höchstens dazu, den eigenen Egoismus und die eigene Unzulänglichkeit zu verdecken.

Wollen wir daher wissen, was für die „Menschheit“ „gut“ ist, so müssen wir zunächst feststellen daß die Menschheit aus einzelnen Menschen besteht. Sind die einzelnen Theile gut, so dürfte wohl das Ganze auch gut werden können. Sie müssen aber ferner noch gut und zweckmäßig einander angepaßt sein, wenn ein gereimtes Ganzes zu Stande kommen soll. Aus schlechten Menschen und aus fehlerhaftem Zusammenwirken einzelner an sich guter Kräfte kann keine harmonische Menschheit entstehen.

Wir müssen jedoch ferner noch darüber einig sein, was „gut“ heißt.

Da theilen sich die Menschen in zwei scheinbar unveröhnliche Lager. Die Einen glauben bestimmt an ein zukünftiges ewiges Leben ihres lieben Ich, das nach ihrer Ansicht in den Himmel übertreten, ewig selig und glücklich werden wird. Zwar bewegt sich die Vorstellung dieses zukünftigen Lebens in den merkwürdigsten Phantasiesprängen. Die Einen stellen sich dort als Menschen mit Haut und Haar, mit Hunger und Liebe, mit Willen und Gefühl, mit Sehen und Hören vor. Ihr wahres menschliches Ich vergessen sie in das Paradies. Sie wollen dort das Leben genießen, das ihnen hienieden so sauer vorkommt. Etwas verlegen sind sie freilich über gewisse Schwierigkeiten, zum Beispiel darüber, welches Alter ihres irdischen Daseins paradiesisch fortgesetzt werden soll, ob die Einfalt des Kindes, die Gebrechen des hohen Alters, die Leidenschaften der reiferen Jahre, die individuellen Schwächen, die den Charakter ausmachen, auch mitgenommen werden. Sie hoffen, ihre Lieben dort wieder zu finden und sie weiter zu lieben. Den Gegensatz zu dieser materiell menschlichen Vorstellung des Paradieses bildet nothwendig als Rumpelkammer eine Hölle, wohin der liebe Gott alles Schlechte, unter Anderem auch die Ungläubigen, die „Feinde“ aller Art, die sich nicht zum allein selig machenden Glauben bekehren wollten, schickt und sie einem unbesserlichen Knecht, dem Teufel, zur ewigen Pein gnädig überläßt. Diese sogenannte orthodoxe Vorstellung erleidet zwar viele Einzelabweichungen. Aber sie bildet doch ein Ganzes, das zu folgender Auffassung führt: Der Mensch ist zwar mit Erbsünde belastet, aber doch absolut frei, „gut“ oder „schlecht“ zu handeln. Es giebt ein absolut Gutes: Gott; und ein absolut Schlechtes: den Teufel. Endwort ist der Sieg des Guten in Gott. Folglich ist das irdische Dasein eine ziemlich werthlose Vorstufe des Seins. Der Mensch soll einfach danach trachten, den Willen Gottes, seines Herrn, genau zu thun, um nicht zu sündigen, ewig selig zu werden und der Hölle zu entgehen. Gott hat ihm nach christlichem Glauben seinen Sohn gesandt, um die trotzdem unvermeidlichen Sünden der Menschen zu sühnen. Diese brauchen nur dem Wort des Sohnes Gottes zu folgen. Gehorchen sie seinen Geboten, so thun sie gut. Leider wird dieses „Gute“ in That und Wahrheit merkwürdig ausgelegt. Jeder findet das Schlechte gern beim Anderen; und im Namen Gottes und seines Sohnes haben die sogenannten Christen einander von je her zerfleischt und betrogen, so daß der Teufel, trotz allen Befehringen und Erlösungen, noch lange nicht besiegt zu sein scheint. Außerdem weiß eigentlich doch Keiner, was „Gott will“, glaubt es aber zu wissen und fühlt sich verpflichtet, seine Meinung darüber den Anderen aufzuzwingen, so daß statt des Friedens der Krieg, statt der Liebe der Haß und statt des Guten das Schlechte aus den Lehren der Apostel der Religion der Liebe vielfach entsteht. Das kommt daher, daß kein Einziger weiß, was die jenseitigen Ab-

sichten und Verhältnisse sind, da der Mensch nicht göttlich, sondern nur menschlich denken, fühlen, wollen und sich vorstellen kann. Deshalb kann auf diesem Gebiet Jeder im Trüben fischen.

Von solcher bescheidenen Erkenntniß ausgehend, sagen die Menschen des anderen Lagers etwa Folgendes: Ich bin Mensch und weiß in letzter Instanz nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. Die göttliche Allmacht des Weltalls ist mir unergründlich. Bin ich wie ein Meteor im Weltall? Soll ich nach meinem Tode weiter bestehen oder wieder entstehen? Ich weiß es nicht und kann mir darüber keine Vorstellung machen. Ich höre wohl die Botschaft von allerlei Verzückungen, von Offenbarungen des Jenseits; es verlauten hierüber bald lieblich, bald drohend tönende Phrasen. Doch unter ihnen finde ich immer nur Menschen, ihre Leidenschaften und ihre Phantasievorstellungen. Nir wird sich Gott nicht offenbaren. Ueber ein zukünftiges Leben weiß ich so wenig wie über die Nacht ewiger Vergangenheiten. Dagegen sehe ich um mich her das irdische Leben, mit Nacht und Kälte, aber auch mit Sonne und Wärme, mit glücklichen, munteren, lebensfrohen, aber auch mit unglücklichen, leidenden Wesen, mit guten und schlechten, gewöhnlich jedoch mit zugleich gut und schlecht gearteten Individuen. Ich sehe vor Allem Menschen, Meinesgleichen, und fühle mit ihnen, so sehr sie auch mich und zugleich sich selbst bewußt und unbewußt anlägen und betragen. Sie sind Blut von meinem Blut; Das wenigstens weiß ich. Ich hänge viel von ihnen ab. Erweisen sie mir Gutes, so genieße ich; thun sie mir Böses an, so leide ich. Wenn ich auch sonst noch leide oder mich freue, so kann ihr Mitleid und ihre Mißfreude mein Leiden wenigstens lindern und meine Freude erhöhen. Vor Allem aber liebe ich selbst den Menschen am Meisten, dem ich Gutes erweise. Für mich ist zunächst das „Gute“ Das, was mir und mit mir den Menschen „Gutes“ thut, was das Wohl der Menschheit fördert. Oft ist ein momentanes Leiden zur Erreichung einer dauernden Freude nöthig; dann rechne ich es zum Guten. Kann ich durch mein Leiden das Wohl vieler erreichen, so thue ich demnach damit auch etwas Gutes; und umgekehrt. Gut und schlecht sind für mich nur ein Verhältniß zur Menschheit. An und für sich giebt es nichts Gutes und nichts Schlechtes im Weltall. Da Gott mich zum Menschen einmal hat werden lassen und da er mir sein göttliches Wesen nicht verräth, so glaube ich, den mir unbekanntem Willen des mir unergründlichen Gottes am Besten dadurch zu errathen, daß ich mein irdisch menschliches Dasein mit allen den mir zu Gebot stehenden Mitteln nützlich, nicht nur für mich und die Meinigen, sondern auch für das Wohl der jetzigen und vor Allem der zukünftigen Menschheit zu bethätigen trachte. Auf die Vergangenheit kann ich nicht einwirken. Dagegen hat mich die Natur mit Trieben und Gefühlen für den Schutz und

die Pflege meiner Kinder, der Kinder überhaupt, ausgestattet. Ist Das nicht ein Fingerzeig dafür, daß die göttliche Allmacht in mir den Keim zur Pflege einer Aufwärtsbewegung meiner Nachfolger gelegt hat? Weg mit den Dogmen und der Mythik! Ich arbeite für Das, was ich kenne, auf dem Gebiet, das mir zugänglich ist, nicht aus Selbstüberhebung, sondern, um die Aufgabe meiner Anlage als Mensch zu vollbringen.

Zwischen den beiden eben skizzierten Gegensätzen bewegen sich allerdings schillernde Anschauungen. Es giebt Menschen — Christen und Nichtchristen — die zwar an einen „persönlichen“, sich offenbarenden Gott und ein zukünftiges Leben, aber nicht an den Teufel glauben. Alles sei gut und Gott könne nichts Schlechtes neben sich bestehen lassen. Das sind einseitige Optimisten, denn man muß blind sein, um das Schlechte leugnen zu können. Ist aber Gott eine „Person“ (zwar kann der Mensch von einer Person nur eine menschliche Vorstellung haben) und ist diese Person gut, so ist die „schlechte“ Person des Teufels ein nothwendiges Postulat der Logik zur Erklärung des Daseins des Schlechten. Andere glauben wohl an ein ewiges zukünftiges Leben, aber als „vergeistigtes“ Dasein, ohne Leib, ohne Schwächen, ohne Leidenschaften, ohne Alter, ohne Triebe, ohne Fehler, ohne . . . ja, schließlich ohne Menschen, wenn man alles Menschliche daraus wegnimmt. Und diese gasförmige, leib- und lebenlose Vorstellung soll mein zukünftiges, mein ewiges Ich sein? Nein! Ohne Materie und Kraft giebt es keinen Menschen. Ein körperloser, hirnloser Geist ist ein leeres Wort. Für einen solchen Schatten seines Ich kann sich kein denkender und fühlender Mensch begeistern. Lieber noch die Vernichtung als ein solcher Spuk. Gott hat die Welt zu fast- und kraftvoll gestaltet, um das höchstorganisirte Wesen der Erde in derartige Wechselbälge umzuwandeln, die sich nur eine krankhaft verzerrte Phantasie ausmalen kann. Statt einer so langweiligen Seele sagt es mir persönlich viel mehr zu, meine Kinder, Enkel und Neffen, die Menschen der Zukunft, als mein nach dem Tode fortgesetztes Ich zu betrachten. Sie haben wenigstens ein gut verbürgtes Anrecht darauf. Metaphysische Vorstellungen über die Endziele Gottes und die Möglichkeiten eines zukünftigen Lebens sind private Glaubens- und Gefühlsache jedes Menschen.

Wir wollen bei unserem Thema bleiben, sofern dessen Diskussion zulässig erscheint.

Wir sehen erstens also, daß die Menschheit aus den einzelnen Individuen besteht, daß aber zweitens diese Individuen über den Begriff „Gut“ sehr getheilte Ansicht sind, je nachdem sie den Willen Gottes über ihr Handeln und Wandeln zu kennen oder nicht zu kennen meinen und je nachdem sie an ein ewiges Leben ihres Ich glauben oder nicht glauben. Soll man nun wegen dieses Zwiespaltes auf jede Verbesserung verzichten und dem tollen

Chaos der Meinungen freien Lauf lassen? Das wäre der Triumph der Pessimisten und der Egoisten.

Wenn wir jedoch genauer zusehen, so finden wir, daß es im Lager der Offenbarungskundigen doch nicht so herrlich verklärt und so einstimmig zugeht, wie die laut Schreienden glauben lassen möchten. Und wenn wir von den Fanatischsten absehen, geben doch die Besten und Vernünftigsten unter den Gläubigen zu, daß der Mensch seine Vernunft zur Verbesserung seines irdischen Looses und sogar seines eigenen Ich verwenden soll. Selbst die Frömmsten pflegen Kerze, Kuren und Arzneien zu gebrauchen, Schulen zu besuchen, die Wissenschaften sogar zu studiren; und so dürfte ein neutrales Verständigungsterrain, auf dem Boden der Anerkennung des irdischen Daseins und der Pflichten und Rechte, die es uns als solches, ohne Präjudiz angeblicher direkter Gebote Gottes, auferlegt, bei einigem guten Willen zu finden sein. Sterbliche, die vom Diesseits und seinem Werth für den Menschen absolut nichts wissen wollen, müssen wir, mit Bedauern, ihrem jenseitigen Dasein schon auf der Erde überlassen. Sie werden schließlich nicht viel dagegen einwenden können, wenn wir die „irdische Hülle“ des Menschen für uns bescheiden beanspruchen, denn ihnen ist hienieden doch nicht mehr zu helfen. Mit dem Paradies glauben sie ja das Große Loos zu haben.

Wir wollen die genannte Verständigung als gegeben annehmen und nun den einzelnen Menschen als Bestandtheil der Menschheit nach seinem Werth zu analysiren versuchen. Welche sind die Faktoren, die, unserer wissenschaftlichen Erkenntniß gemäß, das Ich, die Persönlichkeit eines jeden Menschen, an jedem Zeitpunkt seines Lebens zu Stande bringen?

Halten wir zunächst daran fest, daß Stoff und Kraft nur zwei Aeußerungsformen gleicher Dinge der Welt sind und daß auch Gehirnthätigkeit und Seele nur zwei Erscheinungsseiten des gleichen Dinges darstellen, die wir aber beide nur sehr unvollständig erkennen können. Diese Unvollständigkeit beruht nur darauf, daß ein großer Theil der physiologischen Hirnthätigkeit theils wegen ihrer versteckten Lage, theils wegen der Unzulänglichkeit unserer Forschungsmittel uns unzugänglich ist und daß auf der anderen Seite das Feld unseres Oberbewußtseins sehr begrenzt ist, so daß nur ein kleiner Theil unserer Gehirnthätigkeit seine Schwelle überschreitet und seinen Inhalt darstellt. Aus diesen Thatfachen erklärt sich Alles, was sich nicht zu bedenken scheint. Außerdem erscheinen uns im Licht des Bewußtseins komplizirte physiologische Vielheiten als einfache psychologische Einheiten, in Folge einer beständigen Synthesenbildung. Ja, was im Beginn des Lernens zum Beispiel im Bewußtsein Vielheit war, wird später in Folge der Übung zur Einheit. So beim Lesen die einzelnen Detailformen der Buchstaben und die Buchstaben eines Wortes. Das hindert aber gar nicht, daß der psycho-

logische und der physiologische Vorgang des Lesens eines Wortes nur zwei Erscheinungsformen der gleichen Gehirnthätigkeit sind, die, wenn man will, das eine Mal von „innen“ und das andere Mal von „außen“ betrachtet wird. Freilich erkennt man bei jeder der beiden Betrachtungsweisen nur je einen Theil, und zwar je einen vielfach anderen Theil der darauf bezüglichen Gehirnthätigkeit. Daraus ergibt sich, daß es nicht darauf ankommt, ob ein Merkmal körperlich, funktionell oder geistig ist. Alle gehören zum gleichen Wesen und folgen den gleichen Grundgesetzen, also zum Beispiel die Form der Nase, die Farbe des Bartes, der Ton der Sprache, die Züge der Schrift, die Art des Ganges, die Triebe und Leidenschaften, die Willensrichtungen, die Gemüthsart, die Denkart, der Kunstsinne und das Pflichtgefühl. Es giebt keine Funktion ohne eine ihr entsprechende Struktur und keine psychologische Erscheinung ohne den ihr entsprechenden physiologischen Vorgang.

Die selben Naturstudien, die das Gesagte festgestellt haben, haben zugleich zwei große Gruppen zusammengesetzter Kräfte kennen gelehrt, die man kurz als — erstens — Vererbung und — zweitens — Einwirkungen der Umgebung auf das Individuum bezeichnen kann. Ein genaueres Studium lehrt aber, daß diese beiden Faktorengruppen Uebergänge unter sich zeigen. Ich will versuchen, sie zu analysiren.

1. Gruppe: Vererbung.

Wir wissen, daß aus dem Keim einer Thier- oder Pflanzenart stets die gleiche Art entsteht, aus der Eichel eine Eiche, aus dem Hühnerei ein Huhn, aus dem Menschenkeim ein Mensch. Was ist dieser geheimnißvolle Keim?

Oskar Hertwig und van Beneden haben zuerst festgestellt, daß alle höheren Thiere aus der Vermischung (Konjunktion) von zwei mikroskopischen Zellkernen, einem männlichen und einem weiblichen, entstehen. Zwar ist die männliche Zelle (Spermatozoon) viel kleiner als die weibliche, aber ihr Kern ist gleich groß; und auf den Kern allein kommt es an. Das Dotterprotoplasma des Eies ist nur Futterstoff. Der Zweck der Befruchtung ist also die Konjunktion der Kerne. In jenen Kernen liegen nun alle Potenzen oder Energien der Vererbung. In der That entwickelt sich das Embryo eines jeden höheren Lebewesens aus den beiden konjungirten Kernen, und obwohl die weitere Entwicklung der Frucht im Mutterleib und mit Hilfe der Mutterflüssigkeit stattfindet, üben diese nicht den geringsten Einfluß auf seine Eigenschaften, denn bekanntlich ähneln die Nachkommen im Durchschnitt gerade so viel dem Vater wie der Mutter. Immerhin ist es nicht gleichgültig, ob ein Keim gut oder schlecht genährt wird. Es giebt sogar Fälle — ich komme darauf zurück —, wo durch die Fütterung und verwandte Einflüsse der ganzen künftigen Entwicklung innerhalb gewisser Normen eine bestimmte Richtung gegeben wird. Aber die tiefsten Grundeigenschaften eines Lebewesens liegen potentiell in den konjungirten Zellkernen, aus denen es sich entwickelt.

Was sind nun diese „Potenzen“? Zunächst stellen wir fest, daß sie ungeheuer tief und weit zurückgreifen. Jedes Wesen verräth zuerst individuelle Abarten seiner beiden Eltern und seiner Ahnen. Je nachdem der väterliche oder der mütterliche Kern das Uebergewicht hat, ähnelt er mehr der väterlichen oder der mütterlichen Familie. Aber im ersten Fall wird er der Mutter seines Vaters besonders ähnlich sein, wenn der väterliche Spermakern, der das mütterliche Ei befruchtet, zufällig ein solcher aus dem kolossalen Spermazellen-Vorrath des Vaters war, der mehr die Eigenschaften der Vatersmutter enthielt; und so fort. In der That lehrt die ganze Beobachtung der Natur, daß sowohl die Zellenindividuen selbst wie die großen Zellenaggregate, die wir Thier- oder Pflanzenindividuen nennen, unendlich viele individuelle Unterschiede in Form, Funktion und Potenzen aufweisen.

So besteht jedes Individuum aus anderen Prozentmischungen der Potenzen seiner Ahnen als das andere.

Aber es sind nicht nur die individuellen Eigenschaften und Abweichungen der unmittelbar verfolgbaren Reihe der ermittelbaren Ahnen, die in Form von Potenzen oder Energien in den Keimzellkernen liegen. Viel zäher, fester gebunden und weniger abänderungsfähig sind die Potenzen, die sich auf Eigenschaften der Urahnenreihen der Art, der Gattung, der Familie, der Ordnung, der Klasse, des Reiches beziehen. Seit Lamarck und Darwin hat das Studium der Lebewesen die Lehre ihrer langsamten Evolution, Das heißt: der Deszendenz der Arten, in allen Richtungen bestätigt. Die jetzigen Arten stammen aus früheren Arten, die Merkmale der Artgruppen oder Gattungen stammen aus noch älteren Formen, die Merkmale der Familien oder Gattungengruppen aus bereits ungemein alten Formengruppen u. s. w. Wenigstens ist Das in den großen Zügen zweifellos zutreffend. Die Geographie der Arten, ihre anatomische Struktur und ihre Petrefaktenarchive geben uns den Schlüssel der Entstehung der diversen Formen der Lebewesen auf der Welt.

In den beiden Keimzellkernen eines Individuums, also auch eines Menschen, liegen demnach die vorgegeschichtlichen Energien oder Potenzen seiner ganzen Ahnenreihe bis zur Urzelle; und diejenigen, die seit den ältesten Zeiten fixirt sind, sind die zähesten: sie zeigen so gut wie gar keine individuelle Variationsfähigkeit mehr. So kann zum Beispiel die Keimanlage eines Menschen weder Fischeflossen noch Vogelsflügel oder Federn produziren, weil die bezügliche Differenzirung der thierischen Ahnen des Menschen von den Vögeln und Fischen zu alt ist, um an so eingewurzelten atavistischen Merkmalen Aenderungen zuzulassen. Die Kiemenbögen des menschlichen Embryos bilden sich dagegen nothwendig, als altes Erbstück unserer Fischahnen. Umgekehrt wechseln Form und Farbe der Haare, weil ihre Vererbung nicht so alt ist und nie recht fixirt war. Ihre Potenzen wechseln noch stark je nach den konjungirten Zell-

kernen, während je zwei konjungirte menschliche Zellkerne in Bezug auf Riemenbögen, Flossen und Flügel genau die gleichen Potenzen haben oder nicht haben.

Wenn konjungirte Kerne verletzt werden oder erkranken, kommen sogenannten Mißbildungen vor. Eine Mißbildung, ja sogar ganz kleine Stücke einer solchen, die sich manchmal in einen sonst ganz gesunden Organismus als Dermoidcysten, Foetus in Foeto u. s. w. verirren, enthalten meist haarscharf die Potenzen der bezüglichen Organtheile ihrer Ahnen und entwickeln sich entsprechend.

Das sind Thatfachen, an denen nicht zu rütteln ist. Anders sieht es mit der Erklärung oder der Theorie. Ich will hier konsequent den Boden der Hypothesen vermeiden und bei Dem bleiben, was ermittelt ist.

Fest steht nun ferner, daß weder im Embryo noch in den konjungirten Zellkernen das spätere Individuum präformirt ist. Es ist nur prädeterminirt, was nicht das Selbe ist. Es macht vielmehr bei den verschiedenen Wesen ganz wunderliche Formverwandlungen in seiner individuellen Entwicklung durch. Ich erinnere nur an den Schmetterling, aus dessen konjungirtem (befruchtetem) Ei eine Raupe, dann eine Puppe und erst dann wieder ein Schmetterling wird. Man muß also wohl mit Weismann annehmen, daß die Atome der Keimkerne eine besondere, unendlich feine Anordnung und Beschaffenheit besitzen, die bei den in der Art vorgesehenen normalen Ernährungs- und Reifungsbedingungen die künftige Form des Individuums und seine Funktionen durch gegenseitige Einwirkungen und Rückwirkungen von Kräften vorausbestimmen. Allerdings sind, wie Hertwig richtig betont, die mechanischen und chemischen Energiebedingungen der Entwicklung im mütterlichen Körper oder in bestimmten umgebenden Verhältnissen mit auf die Form bestimmend und ihre Abnormitäten können die Richtung der Entwicklungsdeterminanten ändern. Kurz: die Keimkerne enthalten Energien, deren prädeterminirte Formenentfaltung in bestimmte Richtungen von ebenfalls prädeterminirten Entwicklungsbedingungen abhängen. Hätten wir die genaue Kenntniß jener mikroskopischen Kräfte und die Mittel, in ihr Spiel einzugreifen, ohne den zarten Bau zu verderben, so könnten wir wohl künstlich und direkt Artverwandlungen hervorrufen.

In der That giebt es Faktoren, die die Entwicklung der erblichen Potenzen oder Energien in gewisse Richtungen dadurch abzuändern im Stande sind, daß sie chemisch oder physikalisch oder in der Kernmischung selbst in einer frühen Entwicklungsperiode des Keimes darauf einwirken. Sehen wir uns einfach die Thatfachen an:

Bei gewissen mehr niedrigen Lebewesen können sich Keimkerne einige Generationen hindurch parthenogenetisch, also ohne Konjunktion (ohne Befruchtung), fortpflanzen. Nun steht absolut fest, daß bei den Bienen, Osmien

und anderen Hymenopteren mehr stets aus den konjungirten Kerne Weibchen und aus den nicht konjungirten Männchen werden, während bei den Schmetterlingen eher das Umgekehrte der Fall zu sein scheint. Hier ist die Keimkernmischung bestimmend.

Bei den gesellig lebenden Hymenopteren (Bienen, Ameisen u. s. w.) spaltet sich in einer frühen Embryonalperiode der Larve das weibliche Geschlecht in zwei Sippen von Individuen: die Arbeiter und die Weibchen, deren Formen sehr verschieden sind. Bei den Bienen genügt eine Aenderung des Futters, der Größe und Form der kleinen Wachswohnung der Larve, um zu bestimmen, ob ein Weibchen oder ein Arbeiter daraus wird. Die Arbeiterbienen können Das je nach Bedürfnis ändern. Hier wirkt besonders das Futter auf die verschiedenen Entwicklungsrichtungen bestimmend, kann jedoch nur zwischen den zwei ziemlich gut definierten Formen des Arbeiters und des Weibchens — und nur im ersten Larvenstadium — entscheiden.

Je nachdem man gewisse kleine Kriebse, die in Salzpflügen leben, in eine konzentrierte oder verdünntere Salzlösung versetzt, bekommen ihre Nachkommen eine größere oder kleinere Zahl Füße und überhaupt andere Körpermerkmale. Die früher als verschiedene Gattungen angesehenen Formen *Branchypus* und *Artemia* wandeln sich so in einander um (Schmankewitsch). Setzt man lange Zeit die Raupen oder Puppen des Tagpfauenauges einer starken Kälte aus, so entstehen daraus mehr oder weniger abgeänderte Falter, die sich dem kleinen Fuchs (*Vanessa urticae*) nähern. Merrifield und Standfuß haben darüber große Experimentenreihen in vielen Generationen gemacht und verschiedener solcher Farben- und sogar Formverwandlungen erzielt. So bekommt auch der Zitronenfalter durch Wärmewirkung einen rothen Fleck auf den Flügeln, wie die südliche Abart. Es ist Standfuß sogar gelungen, solche Kälte- oder Wärmeformen nach einigen Generationen durch eigentliche Vererbung ohne weitere Kälte Wirkung auf das Individuum zu fixieren.

Diese prachtvollen Beispiele genügen, um den Nachweis zu liefern, daß Einwirkungen auf die Energiedeterminanten der erst in der Entwicklung begriffenen Keime ihre definitive Gestaltung in bestimmte Richtungen zu ändern im Stande sind und daß solche Einwirkungen den Keim — Das heißt: seine Keimeskeime — sogar so ummodellieren können, daß die Richtung der Determinanten seiner Nachkommen dadurch mehr oder weniger bleibend in gleicher oder ähnlicher Weise geändert werden kann.

Die Zuchtwahl Darwins wirkt anders. Wir sahen, daß jede Konjunktion eine Kombination der Energiekomplexe von zwei Keimen bedeutet. Bilden diese Kombinationen Individuen, deren Eigenschaftenmischung schlecht — Das heißt: der Arterhaltung weniger günstig — sind, so haben diese Individuen mehr Aussicht, im Lebenskampf zu unterliegen. Bilden sie dagegen eine gute —

Das heißt: der Erhaltung der Art günstige — Mischung, so haben sie dadurch mehr Aussicht, zu überleben und sich zu vermehren. Darauf fußt die Lehre der natürlichen Zuchtwahl, deren Richtigkeit tausendfach durch die Thatfachen der Naturgeschichte und durch die Experimente der künstlichen Zuchtwahl erwiesen worden ist. Aber die Zuchtwahl bildet, wie wir eben sahen, nicht alle Faktoren der Idententwicklung, sondern nur einen Hauptfaktor, den ich nur kurz erwähne, weil er allbekannt ist.

Die Analyse der Faktorengruppe der Vererbung hat uns also eine Thatfache von ungeheurer Tragweite verrathen: Man vermengt kritiklos unter dem Namen Vererbung Entwicklungsfaktoren ganz verschiedener Tragweite, die fast unmerkliche Abstufungen bilden und innig unter einander verwoben sind. Die Thatfache, daß eine Frau ihr Kind neun Monate im Leibe trägt und daß sich nach dessen Geburt Milch in den Milchdrüsen der Mutter bildet, ist, obwohl sie erst im erwachsenen Alter eintritt, eine durch sehr alte Energien oder Potenzen der Keimzellkerne jener Frau, des menschlichen Weibes überhaupt, präbeterminirte Thatfache. Sie gehört daher zur echten, eigentlichen Vererbung. Die Thatfache dagegen, daß ein bestimmtes Futter der Larve einen Bienenarbeiter statt eines Weibchens und eine Kälte Wirkung eine bestimmte Flügelzeichnung eines Falters an Stelle der gewöhnlichen erzeugen, ist bereits keine reine Vererbung mehr. Es ist schon eine Einwirkung der Umgebung auf das Individuum. Aber jene Einwirkung ist eine ganz andere je nach dem Entwicklungsgrad des Keimes, den sie beeinflusst. Und sie ist sehr verwickelt, denn sie ruft doch erbliche Energien hervor, indem sie das Keimplasma in bestimmte Richtung ändert; nur sind es andere, die sich dann entwickeln. Die Wirkung der Kälte auf die Raupe des Tagpfauenauges bringt erbliche Potenzen eines Kesselfalters, die des Futters auf die Bienenlarve bestimmte erbliche Determinanten, die die Arbeitereigenschaften ausmachen, zum Vorschein; und so weiter. Wir sollten also nach erstem Anschein die Faktorengruppe der Vererbung in zwei Hauptuntergruppen einteilen:

A. Ererbte Energien oder Potenzen, die die Keimzellkerne vor ihrer Konjunktion schon besitzen, und die Mischung jener Energien durch die Konjunktion selbst. Das ist die eigentliche Vererbung.

B. Faktoren, die von außen auf den Keim nach der Konjunktion einwirken und dadurch seine Determinanten im Lauf seiner Entwicklung mehr oder weniger ändern. Das ist die Pseudoheredität oder die sekundäre Einwirkung auf die Keimpotenzen. Das ist aber noch nicht die eigentliche Einwirkung der Umgebung auf das Individuum als solches, denn diese läßt, um rein zu sein, keine Modifikation der Keimenergien und ihrer Richtungen zu.

Es genügt jedoch, die genannten beiden Kategorien A. und B. aufzustellen, um ihre Unzulänglichkeit und ihre unscharfe Trennung darzutun.

Nehmen wir den Fall der Parthenogenese oder Jungfernzeugung an, so fehlt hier die Konjunktion, die Mischung von zwei Keimen. Wo soll hier die Grenze zwischen der echten Heredität und der Pseudoheredität gesetzt werden? Die Eizellen der Mutter setzen einfach die Potenzen der Mutterzellen mit individuellen Zellenvariationen fort. Was auf sie in der Anlage des mütterlichen Eiertodes einwirkt, ist bereits präindividual für das Produkt einer jener Zellen und wäre also echt hereditär, ohne sich jedoch wesentlich von den Einwirkungen auf die gleiche Zelle zu unterscheiden, wenn ihr Kern sich zu einem Embryo zu gestalten beginnt.

In der That kann auf Keimzellen schon vor ihrer Konjunktion in einer Art eingewirkt werden, die von den eigentlich ererbten Energien gänzlich verschieden ist. Zum Beispiel ergibt sich ein Mann dem Trunk. Er vergiftet dadurch seinen Spermatozoen-Vorrath. Ein solches alkoholisirtes Spermatozoon konjungirt sich nun mit dem Eikern eines gesunden Weibes, erzeugt jedoch einen Idioten oder einen Zwerg. Hier sind die Determinanten des einen Kernes allein durch Vergiftung der Atome so verändert worden, daß sie in der nachherigen Mischung der Konjunktion maßgebende wichtige Richtungen „im Keim“ bereitelt haben. Diese Einwirkung gehört aber nicht zu den atavistischen Komponenten der echten Keimpotenzen oder Energien. Obwohl präkonjunktiv, gehört sie dennoch logisch zu B., Das heißt: zu den Einwirkungen von außen auf den Keim.

Aber es giebt Uebergänge anderer Art. Wir sahen schon, daß die Folgen fortgesetzter Kältewirkungen auf Raupen (oder Puppen), auf die Färbung und Farbe des Falters nach Standfuß schließlich erblich fixirt werden können. Auf gleicher Weise können die Verküppelungen, die die Keimpotenzen oder Energien durch die Einwirkung des Alkohols und anderer Zellengifte erleiden, sich selbst als Determinanten im Keimplasma einnisten; und der durch das Trinken seines Vaters erzeugte Idiot oder Zwerg erzeugt nun wieder weitere Idioten oder Zwerge, ohne daß er selbst Alkohol trinkt, ja, selbst wenn er ganz abstinert lebt.

Es dürfte daher richtiger sein, die Gruppe A und B anders zu definiren und abzugrenzen, etwa wie folgt:

A. Echte erbliche oder atavistische Energien des Kernplasmas.

B. Folgen der Einwirkungen von außen auf das Kernplasma, sei es vor, sei es nach der Konjunktion.

Es bleibt aber dabei feststehend, daß Einwirkungen der Faktoren B durch Fixation ihrer Folgen sich in Determinanten der Faktorengruppen A umwandeln können. Das soll nicht sagen, daß sie ewig zu bleiben brauchen. Weitere Mischungen können sie mit der Zeit, im Lauf einiger Generationen, wieder auswaschen.



Aber damit sind die Formen, durch welche die große Faktorengruppe der Bereitung zur Geltung kommt, noch nicht erschöpft.

Wir sahen, wie bei Bienen das Futter ein Geschlecht bestimmen kann. Mit dem eigentlichen Geschlechtsunterschied treten bekanntlich im ganzen Körper sogenannte korrelative Begleiteigenschaften auf, die bereits durch den Geschlechtsunterschied prädeterninirt sind. Dadurch, daß zu einer frühen Embryonalzeit, in der sich die zuerst indifferenten Geschlechtsanlagen differenziren, das sich nun zum Individuum entwickelnde Embryo zum Beispiel eine männliche Geschlechtsdrüsenanlage erhält, wird korrelativ prädeterninirt, daß das betreffende Individuum später eine tiefere Männerstimme (und nicht eine hohe Weiberstimme), einen Bart, ein größeres Gehirn, kurz, alle männlichen Eigenschaften bekommen wird, die für die Art in einem gewissen Komplex vorausbestimmt sind. Trotzdem kann es dadurch, daß es mehr Keimatomie und Energien aus der mütterlichen Abzuehung erhalten hat, mit den Abweichungen der mütterlichen Familie behaftet sein. Und so erklärt sich zum Beispiel, wie der Sohn eines schwarzhaarigen Vaters den blonden Bart seines mütterlichen Großvaters haben kann und oft hat.

Wenn man jedoch ein männliches Wesen in frühem Alter seiner Geschlechtsdrüsenanlagen beraubt, werden die korrelativen Determinanten der übrigen Begleiteigenschaften des männlichen Geschlechtes noch zum Theil in ihrer Entwicklung gehemmt. Daher die Eunuchenstimme, die Eigenschaften, die den Dachsen vom Stier unterscheiden (schwächerer Nacken, längere Hörner u. s. w.). Jene Hemmungen können bei einer erst nach vollendeter oder weit fortgeschrittener Entwicklung vorgenommenen Kastration nicht mehr entstehen. Um diese Erscheinung zu begreifen, darf man nicht vergessen, daß die Determinanten jener Korrelate bis zur Zeit der beginnenden Geschlechtsdifferenzierung im Embryo noch unbestimmt waren.

Aber mehr: Der ganze Lebensklus des Individuums, von der Geburt bis zum Tode, ist in seinen großen Zügen von den erblichen Faktoren vorausbestimmt. Jedes Alter hat seine Alters Eigenschaften und Neigungen. Jede Thierart erreicht ein gewisses Durchschnittsalter. Mit zwölf Jahren ist ein Hund bereits alt, ein Mensch dagegen noch ein Kind und ein Elefant noch kindlicher. Das Alles ist in den Keimenergien der Art enthalten. Ist erst im Greisenalter erscheint bei einem Menschen diese oder jene Eigenschaft oder Gewohnheit irgend eines längst verstorbenen Vorfahren. Unfehlbar verliert jedes Weib seine Menstruation zwischen vierzig und sechzig Jahren. Unfehlbar werden im Alter die Knochen zuerst härter und schwerer, später poröser und brüchiger, die Blutgefäße härter. Denken, Gemüth und Willen folgen den selben Gesetzen und der Greis kann so wenig nach Art eines Kindes denken, fühlen und wollen wie ein Kind nach Art eines Greises.

Alle Erscheinungen des Geschlechtes und des Alters, obwohl (besonders die des Alters) von der zweiten Faktorengruppe bei jedem Individuum beeinflusst, sind in ihren Grundzügen von den erblichen Keimeenergien vorausbestimmt.

Sieht man sich die Mühe, über die ungeheuer große Mannichfaltigkeit der Naturerscheinungen nachzudenken, die in dem besprochenen Gebiet wurzeln, so wird man bald Weismann zustimmen und finden, daß sehr viele Merkmale und Eigenschaften, die wir beim ersten Blick für individuell erworben halten, thatsächlich der Hauptsache nach aus einer der beiden großen Faktorenkategorien A und B oder aus beiden zusammen der Hauptsache nach ererbt und also für das betreffende Individuum vorausbestimmt waren.

Alle ererbten Faktoren des Ich, mögen sie in früher Jugend oder erst in spätem Alter aus ihrer versteckten, sie prädestinirenden Energieanlage ausschöpfen, um zur Entfaltung zu gelangen, und mögen sie der Untergruppe A oder der Untergruppe B entspringen, haben einen gemeinschaftlichen Zug: sie erscheinen zwangmäßig, wie aus innerer Triebfeder des Individuums entspringend. Von ihnen gilt der Spruch: *Naturam expellas furca, tamen usque recurret*. Gern werden sie daher mit den Ausdrücken „unfrei“, „automatisch“, *instinctiv*, *maschinemäßig* bezeichnet, obwohl der Vergleich der Lebensbedingungen der organischen Zelle mit einer Maschine keinen Augenblick selbst der oberflächlichsten Kritik Stand halten kann. Mit der Maschine haben sie jedoch das Eine gemeinsam: die bestimmte Triebfeder, die Determinante, die in bestimmter Art und Richtung ihre Thätigkeit zur Entfaltung bringt.

Wollte man eine Epigenese im Sinn Darwins und besonders Haeckels annehmen, nach der jede äußere Einwirkung auf solche Körperorgane, die nicht Keime sind oder werden können, durch geheimnisvolle Vorgänge (zum Beispiel die Pangenesehypothese Darwins) dem Kernplasma der Keime als solche mit ihren Detailsigenschaften übertragen werden könnte, so müßten die Arten und Individuen ungeheuer unbeständig werden und die alten Vererbungsenergien durch diese beständigen Zusätze, Veränderungen und Abzüge bald bis zur Unkenntlichkeit verschwinden.

Dem ist aber nicht so; und darin liegt wohl die festeste Stütze des Sayes Weismanns: Eigenschaften, die das sogenannte Idioplasma des Körpers allein (was nicht zum Keimernplasma gehört) im Laufe des Individuallebens neu erwirbt, können als solche den Nachkommen nicht übertragen werden. Sonst müßten die väterlichen Eigenschaften der zwei konjugierten Kerne bald durch die Fluth der mütterlichen Einflüsse während der Foetalperiode weggeschwemmt werden. Davon ist aber nicht die Spur zu bemerken.

Chigny.

Professor Dr. August Forel.



Das Zeichen des Thieres.

Stetlich vom Suez endet auf irgend eine Art die direkte Kontrolle der britischen Vorsehung. Die Menschen werden dort der Macht der Götter und Teufel Afriens überlassen und die Vorsehung, wie sie die englische Kirche lehrt, übt nur noch gelegentliche, verminderte Vorforge, wo es Engländer betrifft. Diese Theorie ist die Ursache mancher überflüssigen Gräucl im Leben Indiens; und sie mußte hier erwähnt werden, um meine Geschichte zu erklären.

Mein Freund Strickland vom Polizeidepartement, der die Eingeborenen Indiens so genau kennt, wie es überhaupt gut ist, kann die Thatsache bezeugen. Auch Dumoise, unser Arzt, sah, was Strickland und ich sahen. Der Schluß aber, den er aus dem Augenschein zog, war völlig unrichtig.

Fleete kam nach Indien, um die Verwaltung eines kleinen Vermögens nebst Landbesitz nah bei Dharmasala, in den Himalayas, zu übernehmen, die er von einem Onkel geerbt hatte. Er war ein großer, schwerfälliger, heiterer und harmloser Mann. Seine Kenntniß der Eingeborenen war natürlich beschränkt und er klagte über die Schwierigkeiten der Sprache. Er kam von seiner Bestimmung in den Bergen, um Neujahr in der Station zu feiern, und wohnte bei Strickland. Am Neujahrsabend war ein großes Festessen im Klub; die Nacht wurde ungemein feucht. Wenn Leute von den äußersten Grenzen des Kaiserreiches zusammen kommen, dürfen sie wohl ausgelassen sein. Das Grenzgebiet hatte ein Kontingent von mit Läuseklämmen handhabenden Hausirern geliefert, die vielleicht kaum zwanzig weiße Gesichter im Jahre sahen und gewöhnt waren, fünfzehn Meilen weit bis zum Essen zu reiten; dabei mußten sie noch gewärtig sein, hatt des Essens und Trinkens eine Kugel zu erhalten. Sie benutzten die augenblickliche ungewohnte Sicherheit, um Billard mit einem zusammengeroollten Stacheligel zu spielen, den sie im Garten gefunden hatten; und Einer von ihnen trug den Aufschrift, zwischen den Bäumen, in der Stube herum. Sechs aus dem Süden gekommene Pflanze erzählten dem größten Lügner Afriens derbe Geschichten, die dieser Gewaltige aber sämtlich übertrumpfte. Alles, was Weine hatte, war da; keinen Unterschied gab es noch Rang und Stand. Man nahm die Inventur der Toten und dienstunfähig Gewordenen des verfloffenen Jahres auf. Es war eine sehr feuchte Nacht; und ich erinnere mich, daß wir Auld Lang Syno sangen, mit unseren Füßen im Becher der Luft, mit unseren Köpfen in den Sternen, und einander für ewig treue Freundschaft schworen. Später gingen Einige von uns hin und eroberten Birma, Andere versuchten, den Sudan zu erschließen, und fielen in dem entsehligen Gemetzel vor Suakin. Manche erlangten Sterne und Medaillen, Manche heiratheten, was schlimm war, und Manche thaten Anderes, was noch schlimmer war. Der Rest blieb in seinen Ketten und bemühte sich, seine mangelhaften Erfahrungen in Geld umzusetzen.

Fleete begann den Abend mit Sherry und Bitter, trank Champagner vom Anfang der Mahlzeit bis zum Dessert, dann rauhen tragenden Capri, so stark wie Whisky, nahm Benediktiner zum Kaffee, vier oder fünf Whisky mit Soda, um besser Billard zu spielen, Bier und Bones um halb drei Uhr, — und schloß mit altem Brandy. Da war es natürlich, daß er, als er um halb vier Uhr morgens bei vierzehn Grad Kälte ins Freie trat, wüthend wurde, weil sein Pferd hustete, und daß er mit Hochsprüngen in den Sattel zu kommen versuchte. Das Pferd

ging durch und rannte nach dem Stall; so mußten Strickland und ich die Umhengen-Barde bilden und Flecte nach Hause bringen.

Unser Weg führte durch den Bazar, dicht an einem kleinen Tempel des Hanuman, des Affengottes, vorüber, der eine Gottheit ersten Ranges ist und große Ehrfurcht verlangt. Alle Götter sind bedeutende Wesen; wie alle Priester. Ich schätze Hanuman sehr hoch und bin seinem Volk, den großen, grauen Affen der Berge, wohlgesinnt. Wer kann wissen, wann er einen Freund braucht?

Es war Licht im Tempel; und als wir vorübergingen, hörten wir Männerstimmen Hymnen singen. In einem einheimischen Tempel erheben die Priester sich zu jeder Stunde der Nacht, um ihrem Gott Ehre zu erweisen. Bevor wir ihn zurückhalten konnten, rannte Flecte die Tempelstufen hinauf, klopfte zwei Priestern auf den Rücken und rieb mit der Asche seines Cigarrenstummels ein Zeichen auf die Stirn des rothen Steinbildes Hanumans. Strickland versuchte, ihn fortzuziehen, aber er setzte sich nieder und sprach feierlich: „Seht Ihr Das? Das Zeichen des Viehs! Ich hab's gemacht. Nicht famos?“

Sofort wurde es im Tempel lebendig. Großer Lärm. Strickland, der wußte, was bei Götterentweihung herauskommen kann, sagte, uns könne noch Etwas passieren. Durch seine offizielle Stellung, seinen langen Aufenthalt in der Gegend und die Neigung, sich unter die Eingeborenen zu mischen, war er den Priestern bekannt. Das setzte ihn in peinliche Verlegenheit. Flecte saß auf der Erde, weigerte sich, aufzustehen, und sagte: „Der gute alte Hanuman ist ein famoscs Rückenaffen.“ Plötzlich, ohne jede Warnung, stürzte aus einem Schlupfwinkel hinter der Bildsäule des Gottes eine silberne schimmernde Gestalt*) hervor. Sie war vollkommen nackt, trotz der bitteren Kälte; der Körper erschien wie angelaufenes Silber, denn es war, wie die Bibel sagt, „ein Ausfägiger, so weiß wie Schnee“. Er hatte kein Gesicht mehr, denn er war seit mehreren Jahren ausfäbig und sein Uebel lag schwer auf ihm. Wir Beide blühten uns, um Flecte mit Gewalt emporzuziehen. Der Tempel füllte sich mehr und mehr mit Menschen, die aus der Erde zu wachsen schienen. Da schlüpfte der Silberne mit einem Ton, der dem Seufzen einer Otter gleich, unter unseren Armen durch. Mit beiden Armen umfaßte er Flecte; und ehe wir ihn fortreißen konnten, warf er seinen Kopf auf Flectes Brust. Dann zog er sich in einen Winkel zurück und saß miauend da, während die Menge alle Thüren versperrete.

Die Priester waren in höchster Erregung, bis der Silberne Flecte berührte. Sein Bemühen, sich in Flecte einzuwöhnen, schien sie zu befähigen.

Nach einigen Minuten des Schweigens trat einer der Priester zu Strickland und sprach in vollkommenem Englisch: „Führt Euren Freund fort. Er ist mit Hanuman fertig, aber Hanuman noch nicht mit ihm.“ Die Menge gab Raum und wir brachten Flecte auf die Straße.

Strickland war wütend. Er sagte, wir hätten alle Drei erstickt werden können und Flecte solle seinen Sternen dafür danken, daß er ohne Schaden davon gekommen sei. Flecte dankte Keinem; auch Gott nicht. Er wollte zu Bett gehen, sagte er. Er war wundervoll betrunken.

Wir gingen vorwärts. Strickland ärgerlich und schweigsam. Flecte wurde von Schüttelfrost und Schweiß befallen. Er sagte, die Gerüche aus dem Bazar

*) Ein Ausfägiger. Die Anglo-Indier nennen diese Kranken Silberleute.

sein aufbringlich, und wunderte sich, daß die Schlafthürer so nah bei den englischen Wohnungen seien dürfen. „Riecht Ihr das Blut nicht?“ fragte er.

Endlich, die Dämmerung begann schon, hatten wir ihn ins Bett gebracht und Strickland forderte mich auf, noch einen Whisky und Soda mit ihm zu trinken. Beim Trinken sprach er über den Skandal im Tempel und gestand, daß die Sache ihn ganz aus der Fassung gebracht habe. Zu dumm, von den Eingeborenen mißgünstigt zu werden, da es gerade seine Aufgabe war, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Noch hatte er keinen Erfolg; in fünfzehn oder zwanzig Jahren wird er vielleicht einen kleinen Fortschritt gemacht haben.

„Hätten sie uns lieber halb tot geschlagen“, sagte er, „statt uns anzumauern! Ich möchte wissen, was Das bedeuten sollte. Es will mir gar nicht gefallen.“

Ich meinte, die Verwaltung des Tempels werde wahrscheinlich Anklage wegen Beschimpfung ihrer Religion gegen uns erheben. Es gab einen Paragraphen im indischen Strafgesetzbuch, der genau auf Fleetes Vergehen paßte. Strickland sagte, er wünsche dringend und hoffe, daß es so kommen möge. Beim Fortgehen blickte ich noch einmal in Fleetes Zimmer und sah ihn auf der rechten Seite liegen; er kratzte sich seine rechte Brust. Dann ging ich, frierend, verstimmt und traurig, um sieben Uhr morgens ins Bett.

Um ein Uhr ritt ich nach Stricklands Haus, um mich nach Fleete zu erkundigen. Daß sein Kopf arg schmerzen mußte, konnte ich mir wohl denken. Fleete war beim Frühstück und schien unwohl. Seine gute Laune war vorüber; er schimpfte den Koch, weil seine Kotelettes zu scharf gebraten seien. Ein Mann, der nach einer feuchten Nacht rohes Fleisch essen kann, ist ein Kuriosum. Das sagte ich Fleete; er lachte und rief: „Ihr jähset hierzulande sonderbare Mosquitos. Wir haben sie Stücke herausgebissen, aber nur an einer Stelle.“

„Laß uns die Stiche sehen“, sagte Strickland. „Sie sind wohl seit dem Morgen schon nicht mehr so geschwollen?“

Während die Kotelettes gebraten wurden, öffnete Fleete sein Hemd und zeigte uns gerade über seiner linken Brust ein Zeichen, das vollkommen einer schwarzen Rosette glich; oder den fünf oder sechs im Kreise stehenden unregelmäßigen Flecken auf des Leoparden Fell. Strickland betrachtete das Zeichen und sagte: „Heute früh war es nur rosa. Jetzt ist es schwarz geworden.“

Fleete rannte nach einem Spiegel.

„Wahrhaftig!“ rief er; „abscheulich! Was ist das nur?“

Wir konnten nicht antworten. Eben wurden die Kotelettes gebracht, roth und saftig, und Fleete verschlang drei, auf höchst unangenehme Art. Er kaute nur mit den linken Backenzähnen und drehte den Kopf über die rechte Schulter, wenn er das Fleisch schnappte. Als er fertig war, schien ihm einzufallen, daß er sich sonderbar benommen habe, denn er sagte zur Entschuldigung: „In meinem Leben bin ich noch nie so hungrig gewesen. Ich habe geschlungen wie ein Strauß.“

Nach dem Frühstück sagte Strickland zu mir: „Gehe nicht. Bleibe nachts hier.“

Da mein Haus nicht drei Meilen von Stricklands entfernt war, schien mir dieses Verlangen sonderbar. Aber Strickland bestand darauf und wollte eben Etwas hinzufügen, als Fleete uns unterbrach und fast verschämt sagte, er sei schon wieder hungrig. Strickland schickte einen Boten nach meinem Hause, um mein Nachtzeug und ein Pferd zu holen. Wir Drei gingen inzwischen hinunter nach Stricklands

Ställen, um die Zeit hinzubringen, bis wir ausreiten konnten. Wer Pferdebesitzer ist, wird stets Interesse für dies Thema haben; und wenn zwei Leute auf diese Weise die Zeit totschlägen, sammeln sie Erfahrungen und Lügen ein.

Fünf Pferde waren in den Ställen. Wie werde ich den Auftritt vergessen, als wir versuchten, sie zu beschäftigen. Sie schienen toll geworden zu sein. Sie bäumten sich, schrien und rissen beinahe ihre Pfähle heraus. Sie schwiigten und zitterten, schäumten und waren rasend vor Furcht. Bei Stricklands Pferden, die ihn so gut wie seine Hunde kannten, war Das noch besonders merkwürdig. Wir verließen den Stall, aus Furcht, daß die Thiere in ihrer Panik sich erdroffeln könnten. Dann lehrte Strickland um und rief mich. Die Pferde waren noch furchtsam, aber sie ließen sich schon streicheln und lieblosen und legten den Kopf an unsere Brust.

„Sie fürchten sich nicht vor uns“, sagte Strickland. „Weißt Du, ich würde drei Monate Gehalt drum geben, wenn Outrags hier reden könnte.“

Aber Outrago war stumm und konnte nur seinen Herrn lieblosen und seine Rüßern aufblähen, wie es die Art der Pferde ist, wenn sie Etwas erklären wollen und nicht können. Fleete kam zurück, als wir noch im Stall waren; und sobald die Thiere ihn erblickten, fing der Schrecken wieder von vorn an. Wir mußten hinausreiten, um nicht einen Hufschlag abzubekommen. Strickland sagte: „Sie scheinen Dich nicht zu lieben, Fleete.“

„Unfinn“, antwortete Fleete; „meine Stute folgt mir wie ein Hund.“ Er ging zu ihr; sie war in einem Stand, wo sie sich frei bewegen konnte; aber als er den Kegel zurückschob, schlug sie aus, warf ihn nieder und war mit einem Satz im Garten. Ich lachte; Strickland aber blieb ernst. Er faßte seinen Schnurrbart mit beiden Händen und zerrte daran, als ob er ihn ausreißen wollte. Statt seinen Gaul zurückzujagen, gähnte Fleete und sagte, er sei schläfrig. Er ging ins Haus und legte sich schlafen. . . Eine sonderbare Art, den Neujahrstag zu verbringen.

Strickland saß mit mir im Stall und fragte, ob ich irgend etwas Auffälliges in Fleetes Benehmen gefunden hätte. Ich antwortete, er habe sein Essen wie ein Thier verschlungen. Das komme aber wohl daher, daß er so allein in den Bergen lebe, fern von jeder gebildeten, besseren Gesellschaft, wie zum Beispiel der unseren. Strickland blieb ernst; ich glaube, er hörte mir gar nicht zu, denn seine nächsten Worte bezogen sich auf das Zeichen an Fleetes Brust. Ich meinte, es könne am Ende von einer Spanischen Fliege herrühren oder sei vielleicht ein erst hervorgetretenes, erst sichtbar gewordenes Muttermal. Daß es abschrecklich aussehe, sagten wir Beide; und Strickland fügte hinzu, ich sei ein Narr.

„Ich kann Dir noch nicht sagen, was ich denke“, fuhr er fort, „denn Du würdest mich für verrückt halten; aber Du mußt die nächsten paar Tage bei mir bleiben, wenn Du kannst. Ich wünsche, daß Du Fleete beobachtest; aber sprich nicht aus, was Du denkst, bis ich selbst mir meine Meinung gebildet habe.“

„Aber heute esse ich abends außerhalb.“

„Ich auch“, sagte Strickland; „und Fleete auch, wenn er seine Absicht nicht etwa jetzt aufgegeben hat.“

Wir gingen im Garten umher und rauchten, ohne zu sprechen — denn wir waren Freunde und Sprechen verdirbt guten Tabak —, bis unsere Pfeifen aus waren. Dann wollten wir Fleete wecken. Er war aber schon wach und lief in seinem Zimmer unruhig auf und ab.

„Kinder, ich muß mehr Kotelettes haben,“ sagte er. „Kann ich sie bekommen?“

Wir lachten und sagten: „Zieh Dich um. Die Ponies werden gleich da sein.“

„Schön,“ sagte Fleete. „Ich will mich umkleiden, sobald ich die Kotelettes bekomme. Aber halb roh. Bestellt Das!“

Er schien ganz im Ernst zu sprechen. Es war vier Uhr und um Eins hatten wir gefrühstückt; trotzdem verlangte er immer wieder nach rohen Kotelettes. Dann zog er seinen Reitanzug an und kam auf die Veranda. Das Pony — seine Stute war nicht wieder eingefangen worden — wollte ihn nicht dicht heran kommen lassen. Alle drei Pferde waren nicht zu regiren, waren rasend vor Furcht; endlich sagte Fleete, er wolle zu Hause bleiben und sich Etwas zu essen geben lassen. Strickland und ich ritten ein Bißchen unruhig fort. Als wir am Tempel des Hanuman vorbeikamen, trat der Silberne heraus und mischte uns an.

„Es ist kein ordentlicher Priester des Tempels,“ sagte Strickland. „Ich hätte große Lust, ihn festnehmen zu lassen.“

Am diesem Abend war kein Feuer in unserem Galopp auf der Rennbahn. Die Pferde waren matt und schlüchtern, als seien sie ganz abgeritten.

„Der Schreck nach dem Frühstück war zu viel für sie,“ sagte Strickland.

Das war die einzige Bemerkung, die er während des Mittes machte. Ein- oder zweimal hörte ich ihn leise fluchen. Das aber war nichts Seltenes bei ihm. Wir kamen in der Dunkelheit, um sieben Uhr, zurück. Es war kein Licht im Dungalow. „Nachlässige Schuster sind meine Diener!“ sagte Strickland.

Mein Pferd bäumte sich vor Etwas auf dem Fahrweg: dicht unter der Nase des Thieres erhob sich Fleete.

„Was kriechst Du da im Garten herum?“ fragte Strickland.

Aber beide Pferde sprangen zur Seite und hätten uns fast abgeworfen. Wir stiegen bei dem Stall ab und kehrten zu Fleete zurück, der auf Händen und Knien unter den Orangebüschen herumkroch.

„Was zum Teufel ist los mit Dir?“ rief Strickland.

„Nichts, nicht das Geringste“, sprach Fleete sehr schnell und schwer verständlich. „Ich arbeitete im Garten, botanisirte, wißt Ihr. . . Der Geruch der Erde ist entzückend. Ich will einen Spaziergang machen, einen langen Spaziergang, die ganze Nacht hindurch.“

Da begriff ich, daß etwas Ungewöhnliches vorging, und sagte zu Strickland: „Ich sprake nicht außer dem Hause.“

„Danke“, erwiderte Strickland. „Heh! Fleete, sieh auf! Du hast Dir da das Fieber. Komm herein zum Essen. Wir wollen die Lampen anzünden. Wir werden Alle zu Hause essen.“

Fleete stand unwillig auf und sagte: „Keine Lampen . . . keine Lampen! Es ist viel hübscher hier. Laßt uns draußen essen. Mehr Kotelettes . . . haufenweise . . . und roh . . . blutig und zäh.“

Ein Dezemberabend im Norden Indiens ist bitter kalt. Fleetes Vorschlag war also der eines Wahnsinnigen.

„Komm herein“, sagte Strickland streng. „Komm augenblicklich herein!“

Fleete kam. Als die Lampen gebracht wurden, sahen wir, daß er von Kopf bis Fuß mit Schmutz bedeckt war. Er mußte sich im Garten herum gewälzt haben. Er schauderte vor dem Licht zurück und ging in sein Zimmer. Seine Augen waren

schrecklich anzusehen. Es war ein grünes Licht hinter, nicht in ihnen — man wird diesen Ausdruck doch verstehen? — und seine Unterklippe hing herunter.

„Es wird was Schlimmes geben, was sehr Schlimmes, diese Nacht“, sagte Strickland. „Behalte Deinen Reitzang an.“

Wir warteten und warteten auf Fleetes Rückkunft und bestellten inzwischen das Essen. Wir hörten ihn in seinem Zimmer rumoren, aber Licht hatte er nicht. Plötzlich erscholl aus dem Zimmer das lang gezogene Geheul eines Wolfes.

Man spricht oft leichtthin von in den Adern erstarrtem Blut und sich empor sträubendem Haar. Beide Empfindungen sind zu schrecklich, als daß man mit ihnen scherzen dürfte. Mein Herz stand still, als wäre es von einem Messer durchstoßen. Strickland war so bleich wie das Tischtuch. Das Geheul wiederholte sich und wurde von einem anderen Geheul, weit über die Felder her, beantwortet. Entsetzlich . . . Strickland stürzte in Fleetes Zimmer. Ich folgte; und wir sahen Fleete aus dem Fenster klettern. Thierische Laute kamen tief aus seiner Kehle. Er konnte nicht antworten, als wir ihn anschrrien. Er spie.

Ich erinnere mich nicht ganz genau, was folgte, denke aber, Strickland muß ihm einen betäubenden Schlag mit dem Stiefelnknecht gegeben haben; sonst hätte ich nicht auf seiner Brust sitzen können. Fleete konnte nicht sprechen, nur knurren; und sein Knurren war das eines Wolfes, nicht eines Menschen. Der menschliche Geist mußte wohl im Laufe des Tages geschwunden und im Zwielicht erloschen sein. Wir hatten es jetzt mit einem Thier zu thun, das einß Fleete gewesen war.

Dieser Vorgang lag jenseits aller menschlichen und vernunftgemäßen Erfahrung. Ich versuchte, von Hydrophobia (Collwuth) zu reden, aber das Wort wollte nicht über meine Lippe, denn ich wußte, daß es eine Lüge war. Wir banden das Thier mit Lederriemen vom Puntkahug, wir banden ihm Daumen und große Zehe zusammen und knebelten es mit einem Schuhanzieher. Das ist ein sehr wirksamer Knebel, wenn man ihn richtig anzuwenden weiß. Dann schleppten wir das Thier ins Wohnzimmer und schickten einen Mann zu Dumoise, dem Arzt, mit der Bestellung, er müsse sofort kommen. Nachdem wir den Boten abgehandt hatten und zu Athem gekommen waren, sagte Strickland: „Unnütz. Dies ist keine Aufgabe für einen Arzt.“ Ich wußte, daß er die Wahrheit sprach.

Der Kopf des Thieres war frei; es warf ihn von einer Seite auf die andere. Ein ahnungslos Eintretender hätte gewiß geglaubt, wir hätten einem Wolf das Fell abgezogen; eine abhässliche Idee. Strickland saß da, das Kinn auf die Faust gestützt, schweigend und das Thier beobachtend, das sich da auf der Erde wand. Das Hemd war bei dem Ringen ausgerissen und ließ die schwarze Kofette auf der linken Brust frei, die wie eine Blase hervorstand.

In der Stille unserer Wache hörten wir draußen Etwas wie eine weibliche Otter miauen. Wir sprangen Beide auf. Ich fühlte mich krank, richtig physisch krank. Wir sagten uns, es müsse eine Katze sein.

Dumoise kam. Wie sah ich einen Arzt so beruhswidrig erschrecken. Er sagte, es sei ein fürchtbarer Fall von Hydrophobia; da sei nichts zu thun. Lindernde Mittel würden die Agonie nur verlängern. Das Thier hatte Schaum vor dem Mund. Wir sagten Dumoise, Fleete sei ein- oder zweimal von Hundten gebissen worden, wie Jeder, der ein halbes Duzend Terriers hält, ab und zu auf einen kleinen Biß gefaßt sein müsse. Dumoise konnte keine Hilfe leisten und nur ver-

sichern, daß Fleete an Hydrophobia sterbe. Die Bestie heulte gerade, da es ihr gelungen war, dem Schußanzieher auszuspeien. Dumoise erklärte sich bereit, die Todesursache zu beschreiben; das Ende sei nah. Er war ein guter kleiner Kerl und erbot sich, bei uns zu bleiben; aber Strickland lehnte ab. Er wollte Dumoise das Neujahrsfest nicht verderben, hat ihn abrx, die wirkliche Ursache von Fleetes Tod nicht zu veröffentlichen.

Dumoise verließ uns; er war sehr bewegt. Als wir das Rollen seines Wagens nicht mehr hörten, theilte Strickland mir flüsternd seinen Argwohn mit, der so unglaublich war, daß er selbst ihn nicht laut auszusprechen wagte. Und ich, der diesen Verdacht theilte, schämte mich so, es einzugestehen, daß ich vorgab, es nicht zu glauben, und sagte: „Selbst wenn der Silberne Fleete bekehrt hätte wegen der Beschimpfung von Hanumans Bild, so hätte die Strafe nicht so rasch folgen können.“

Während ich so flüsterte, wurde der Schrei draußen wieder laut: das Thier fiel in einen neuen Paroxysmus, in neue Krämpfe, so daß wir strichteten, die Stricke, die es hielten, könnten reißen.

„Paß auf!“ sagte Strickland. „Wenn Das sich sechsmal wiederholt, nehme ich das Gesetz in meine eigene Hand und befehle Dir, mir zu helfen.“

Er ging in sein Zimmer und kehrte nach einigen Minuten zurück, schwer beladen: mit dem Lauf einer alten Schrotflinte, einem Stück Angelschnur, einigen dicken Stricken und seiner hölzernen Bettstatt. Ich berichtete, die Konvulsionen seien dem Geschrei stets nach zwei Sekunden gefolgt und das Thier scheine merklich schwächer.

Strickland murmelte: „Aber er kann doch das Leben nicht nehmen! Er kann das Leben nicht nehmen!“

Ich sagte, obgleich ich wußte, daß ich gegen meine Uebersetzung sprach: „Es wird eine Rahe sein. Es muß eine Rahe sein. Hätte der Silberne schuld: würde er dann wagen, hierher zu kommen?“

Strickland zündete Holz auf dem Herd an, legte den Flintenlauf in die Gluth des Feuers, breitete das Lauroerk auf dem Tische aus und brach einen Spazierstock in zwei Stücke. Eine meterlange Fischerteine, aus Darm geflochten, mit Draht umwickelt, wie sie zum Fang des Mashheers — Das ist ein großer Fisch — gebraucht wird, knotete er an beiden Enden zusammen.

Dann sagte er: „Wie können wir ihn greifen? Er muß lebendig und unverletzt gefangen werden.“

Ich antwortete, wir müßten auf die Vorsetzung bauen. „Laß' uns mit Polo-Stöcken leise in das Buschwerk vor dem Hause hinausgehen. Der Mensch oder das Thier, das solches Geschrei macht, muß sich um das Haus herum, so regelmäßig wie eine Nachtwache, bewegen. Wir könnten im Gebüsch warten, bis er heran kommt, und dann über ihn herfallen.“

Strickland stimmte dem Vorschlag bei. Wir schlüpfen vom Badezimmerfenster auf die vordere Veranda und über den Fahrweg ins Gebüsch.

Im Mondlicht sahen wir den Kusfähigen um die Ecke des Hauses kommen. Er war ganz nackt. Von Zeit zu Zeit miaute er und tanzte mit seinem Schatten. Es war ein entsetzlicher Anblick. Und als ich mir den armen Fleete vorstellte, der durch dies widerwärtige Geschöpf in solche Erniedrigung gebannt war, ließ ich jeden Zweifel fahren und beschloß, Strickland zu helfen, mit dem heißen Flintenlauf, mit der geknoteten Leine — von den Hüften bis zum Kopf und wieder zurück —, mit allen Foltern, die nöthig wären.

Der Ausfällige blieb einen Augenblick vor dem vorderen Eingang stehen; wir sprangen mit unseren Seidenen auf ihn los. Er war merkwürdig stark und wir fürchteten, daß er entweichen oder gefährlich verwundet werden könne, ehe wir ihn fest hatten. Wir hatten geglaubt, Ausfällige seien schwache Kreaturen. Das war ein Irrthum. Strickland schlug ihm gegen die Beine, daß er niederfiel, und ich setzte meinen Fuß auf seinen Nacken. Er miaute gräßlich und selbst durch meinen Reistiefel hindurch konnte ich fühlen, daß sein Fleisch nicht das Fleisch eines gesunden Menschen war. Er schlug nach uns mit den Stummeln seiner Hände und Füße. Wir schlangen den Riemen einer Hundpeitsche, den wir unter den Armhöhlen verknöteten, um ihn und schleppten ihn rückwärts in die Vorhalle und in das Wohnzimmer, wo das Thier lag. Dort banden wir ihn mit Lederriemen fest. Er wehrte sich nicht; er miaute nur.

Die Scene, als wir ihn dem Thier gegenüber stellten, ist kaum zu beschreiben. Das Thier sprang im Bogen rückwärts, als wäre es mit Strichnien vergiftet, und stöhnte zum Erbarmen. Noch manches Andere kam vor, kann aber hier nicht beschrieben werden.

„Ich hatte doch Recht. Nun will ich ihn auffordern, den Fall zu kuriren.“

Aber der Ausfällige miaute nur. Strickland wickelte sich ein Tuch um die Hand und nahm den Flintenlauf aus dem Feuer. Ich steckte den zerbrochenen Spagierstod durch den Knoten der Fischerleine und schnallte den Ausfälligen mühelos an Stricklands Bettstatt. Ich begriff damals, wie Männer, Frauen und kleine Kinder einst ertragen konnten, eine Heze lebendig verbrennen zu sehen. Das Thier jammerte auf dem Boden. Wenn der Silberne auch kein Gesicht hatte, so konnte man doch einen Ausdruck des Schreckens unter dem jähen Schlamm, der es ersehte, sich verbreiten sehen, wie Hignellen über glühendes Eisen spielen.

Strickland bedeckte seine Augen mit den Händen; dann gingen wir ans Werk. Was da geschah, soll nicht gedruckt werden.

Der Tag begann zu dämmern; da sprach der Ausfällige. Sein Miauen hatte uns nicht befriedigt. Das Thier war ohnmächtig vor Erschöpfung und das Haus ganz still. Wir banden den Ausfälligen los und befahlen ihm, den bösen Geist zu vertreiben. Er kroch zu dem Thier hin und legte ihm seine Hand auf die linke Brust. Das war Alles. Dann fiel er, das Gesicht nach unten, hin und winkelte; dazwischen holte er tief Athem.

Wir beobachteten das Thier und sahen Fleetes Seele in seine Augen zurückkehren. Seine Stirn bedeckte sich mit Schweiß und die Augen — es waren wieder menschliche Augen — schlossen sich. Wir warteten eine Stunde. Fleete schlief. Wir brachten ihn in sein Zimmer und befahlen dem Ausfälligen, zu gehen. Wir gaben ihm die Bettstatt, die Decke, seine Nacktheit zu bergen, die Handschuhe, die Tücher, mit denen wir ihn berührt, und die Peitschenschnur, mit der wir ihn gebunden hatten. Er hüllte sich in die Decke und ging, ohne zu sprechen oder auch nur zu miauen, in den frühen Morgen hinaus.

Strickland trocknete sich die Stirn und setzte sich. Ein Nacht-Gong, weit entfernt in der Stadt, zeigte sieben Uhr an.

„Genau vierundzwanzig Stunden!“ sagte er. „Und ich habe genug gethan, um meine Entlassung aus dem Dienst gewiß zu machen, nebenbei vielleicht dauerndes Quartier im Irrenhaus zu erlangen. Glaubst Du, daß wir noch find?“

Der glühend heiße Flintenlauf war zu Boden gefallen und hatte den Teppich zerfengt. Der Geruch war durchaus real.

Um elf Uhr morgens gingen wir zu Fleete, um ihn zu wecken. Wir bemerkten, daß die schwarze Leoparden-Rosette von seiner Brust verschwunden war. Er war müde, noch schlaftrunken, aber sobald er uns erblickte, rief er: „O, zum Teufel, Ihr Burtschen, wünsch' Euch glückliches Neujahr! Nicht nur niemals Eure Getränke! Ich bin halb tot davon.“

„Danke für Deine Freundlichkeit; kommst aber zu spät,“ sagte Strickland. „Heute ist der Zweite. Du hast geschlafen, daß es eine Art hatte.“

Die Thür wurde geöffnet. Der kleine Dumoise steckte den Kopf herein. Er war zu Fuß gekommen und meinte, wir schickten uns eben an, Fleete in den Sarg zu legen. „Ich habe eine Wärterin mitgebracht“, sagte er. „Ich denke, sie wird machen können, was nöthig ist.“

„Auf jeden Fall“, rief Fleete lustig und richtete sich im Bett auf, „wollen wir die Wärterin sehen.“

Dumoise war stumm. Strickland führte ihn hinaus und erklärte, es müßte in der Diagnose ein Fretthum sein. Der Arzt blieb stumm und verließ hastig das Haus. Er betrachtete seinen ärztlichen Ruf als angetastet und nahm als persönliche Beleidigung. Auch Strickland ging fort. Als er zurückkam, erzählte er mir, er sei in dem Tempel Hanumans gewesen und habe Sühne für die Entweihung des Gottes angeboten. Man habe ihn aber feierlich versichert, daß kein weißer Mann jemals das Götterbild berührt habe; er sei wohl die Personifikation aller Tugenden, leide aber an Sinnestäuschungen. „Was sagst Du dazu?“ fragte Strickland.

Ich sagte: „Es giebt mehr Dinge . . .“

Aber Strickland haßt dies Citat. Er sagt, ich hätte es schon allzu sehr abgenutzt.

Anderes noch kam vor, das mich fast eben so erschreckte wie die Vorgänge der Nacht. Als Fleete angekleidet ins Eßzimmer trat, schnüffelte er. Er hatte eine seltsame Art, seine Nase zu bewegen, wenn er schnüffelte. „Scheußlich häßlicher Geruch hier“, sagte er. „Du solltest wirklich Deine Terriers besser in Ordnung halten. Versuche es mit Schwefel, Strick.“

Strickland antwortete nicht. Er griff nach einer Stuhllehne; ein heftiger Weinkampf besel ihn. Es ist schrecklich, einen starken Mann weinen zu sehen. Ich mußte: wir hatten in diesem Raum mit dem Silbernen um Fleetes Seele gerungen, hatten uns als Engländer erniedrigt, — und auch ich lachte und leuchtete und gurgelte krampfhaft, während Fleete dachte, wir seien Beide verrückt geworden.

Wir haben ihm nie gesagt, was wir für ihn gethan hatten.

. . . Einige Jahre später, als Strickland geheirathet hatte und, seiner Frau zu Liebe, ein regelmäßiger Kirchgänger geworden war, besprachen wir den wunderlichen Vorfall einmal ruhig und Strickland schlug mir vor, ihn zu veröffentlichen. Ich selbst glaube kaum, daß diese Veröffentlichung das Geheimniß aufklären wird; weil erstens Niemand gern eine unangenehme Geschichte glauben mag und zweitens jedem vernünftigen Menschen bekannt ist, daß die Götter der Heiden aus Stein und Erz sind und jeder Versuch, etwas Anderes in ihnen zu sehen, thöricht wäre.



Sittengeschichtliche Parallelen.

I. Das Theater.

So tief er uns die geschichtliche Forschung in das staatliche und kulturelle Leben der römischen Kaiserzeit einführt, um so mehr überrascht uns die Aehnlichkeit sowohl der Zustände als auch der Anschauungen mit unserer Epoche. Die Welt war in ein heidnisches und ein christliches Lager gespalten, wie auch heute im Grunde, und es ist merkwürdig, zu hören, wie bekannt unserem Ohr Töne klingen, die schon damals aus beiden Lagern hervorschallten.

Aus den Schriften der christlichen Apologeten ist bekannt, welcher heftige Kampf von den Lehrern des Evangeliums gegen Circus und Theater geführt wurde; dieses Kampfes Nachwirkungen sind noch heute zu spüren; denn die Opposition eines Savonarola und später der Pietisten gegen Theater, Fasching und alle lärmende Volkslustbarkeit geht auf die geistige Anregung dieser alten Patres Ecclesiae zurück. Freilich war bei den Kirchenvätern dieser abweisende Standpunkt innerlich besser begründet als bei ihren Nachtretern. Sie verdammen das Theater als einen Schauplay der Lüge. Der Mensch betritt die Bühne mit erlogenen Gefühlen, die er thatsächlich gar nicht besitzt; er gibt sich als Einen, der er nicht ist, — und darum läuft die ganze Schauspielkunst auf Heuchelei hinaus. Das ist der Grundton ihrer sehr verschiedenartigen Ausführungen, der immer wieder angeschlagen wird. So eifert Tatian, der finstere assyrische Sittenprediger und Asket: „Ich habe einen Nimen auftreten sehen und habe seine Kunst bewundern müssen. Doch bei aller Bewunderung mußte ich denken: Wie ist er doch innerlich ein ganz Anderer! Und äußerlich lügt er uns Etwas vor, das er nicht ist, da er sich einmal ganz geziert und weibisch verzärtelt (effeminirt) giebt, dann wieder die Augen vollt, seine Hände pathetisch hin und her wirft, mit maskirtem Gesicht raßt, bald die Aphrodite, bald den Apollo darstellt. Dieser Mann ist ein Ankläger aller Götter, eine Quintessenz des gesammten Aberglaubens, eine Tragedie der glorieichen Heroenthaten, ein Darsteller von Mordgeschichten, eine lebendige Illustration des Ehebruchs, eine förmliche Fundgrube jeglicher Tollheit, ein Großmeister für alle Weiblinge, die Zuflucht der Verbrecher; und ein solches Subjekt wird von Allen gepriesen! Ich wandte mich mit Abscheu von seiner Gottlosigkeit, seinem argen Treiben und dem ganzen Kerl ab. Ihr aber schwärmt für einen solchen Menschen und verhöhnt Jeden, der dieses schändliche Treiben nicht mitmacht. Ich jedoch will nicht bei der Vorstellung dieses Gefellen hingerissen staunen, nicht seinem gemeinen Augenzwinkern und seinen zweideutigen Gesten Beifall klatschen. Was ist denn so wunderbar und außerordentlich an Dem, was er vor Euch agirt? Sie näseln zotige

Couplets, sie tanzen den schändlichsten Cancan und Eure Töchter und Söhne sind die andächtigen Zuschauer dieser patentirten Lehrmeister des Ehebruchs. Wahrlich: ausgezeichnete Hörsäle, wo man laut verkündet, was nachts Schändliches geschieht, und wo man die Zuhörer mit der Deklamation von Zoten ergötzt! Trefflich sind auch Eure Lügen dichtenden Poeten, die mit erfundenen Reden die Zuhörer betrogen . . .“

Ganz ähnlich äußert sich der heißblütige und leidenschaftlich fanatische Afrikaner Tertullian in seinem Essai über das Theater (de spectaculis), der zwar mit seiner unverhüllten Offenheit keine Lecture für eine präde und heuchlerische Gesellschaft ist, aber um so mehr von Dem beachtet werden muß, der den Sittenzuständen der antiken Völker seine Aufmerksamkeit schenkt.

„Gehen wir nun zum Schauspiel über . . . Das Theater ist ein Tempel der Venus. Denn so weit ist es in unserer Zeit damit gekommen. Nist hat zwar die Polizei der Censoren aus Fürsorge für gute Sitte und Anstand neuerrichtete Theater niedergedrückt. Sie erkannte in ihnen eine ungeheure Gefahr, eine Brutstätte der Lüderlichkeit. Und so hat das Zeugniß der Heiden unserer Anschauung Recht gegeben. Pompejus der Große ist klein wegen seines Theaterbaues, weil er jene Burg der Schamlosigkeit errichtete. Aus Angst vor des Censors Tadel hat er einen Venusstempel darauf gesetzt und zur Einweihung hat er das Volk durch amtliche Verkündung eingeladen. Ausdrücklich nannte er es nicht ein Theater, sondern einen Tempel der Venus, zu dem wir Stufen angefaßt haben.“ So hat er den verruchten Schandbau unter dem Namen eines Tempels versteckt und die gute Sitte durch den Schein der Frömmigkeit verhöhnt. Doch Das paßt zu Venus und Bacchus. Denn diese beiden Teufel der Böllerei und der Wollust gehören als Geschwister zusammen. Das Theater der Venus ist auch eine Behausung des Bacchus. Die ganze Schauspielerei steht unter dem Protektorat von Venus und Bacchus . . . Lotterwesen ist das Venus und Bacchus genehme Opfer: für Jene ist der Geschlechtsverkehr, für Diesen das Zechen . . . Lieder und Arrien, Saiteninstrumente und Eier gehören den Sklaven Apollon, der Mufen, der Minerva und Merkurs. Verabscheue diese Werkzeuge, o Christ, der Du deren Erfinder verabscheuen mußt . . . Wohl wissen wir, daß Alle, die unter diesen Namen und Heuchelinstituten agieren, fröhlich toben und eine angebliche Gottheit erlügen, thatsächlich unsaubere Geister sind . . . Kann Gott Wohlgefallen an dem Wagenlenker haben, dem Brecher aller Herzen, dem Erreger so wilder Leidenschaften, bekrönt wie ein Götzenprieester, bemalt wie ein Zuhälter? Der Teufel hat diese Gestalt zur Nachäffung des Elias erfunden, der auf seinem Wagen in ähnlicher Weise davonsaust. Kann Gott an einem Menschen Wohlgefallen haben, der sein Gesicht mit dem Rasirmesser entstellt? Nicht einmal seinem Antlig hält er Treue. Nicht genug, daß er es bald dem

Saturn, bald der Isis, bald dem Bacchus ähnlich macht, setzt er es noch der Schmach der Backpfeifen aus, wohl auch, um ein Gebot des Herrn zu verhöhnern. Denn auch der Teufel lehrt, man solle geduldig seine Wange den Streichen darbieten. So hat Satan auch die Tragöden auf den hohen Rothorn gestellt; weil Niemand seiner Länge eine Elle zusehen kann, wollte er Christum zum Lügner stempeln. Aber ich frage: Kann denn an der Schauspielkunst überhaupt Gott sein Wohlgefallen haben, er, der streng verbietet, irgend ein Abbild herzustellen, besonders eins von seinem Ebenbild? Der Vater der Wahrheit verabscheut das Falsche. Alles Erfundene gilt ihm so viel wie Ehebruch. Niemals werden erlogene Stimme, erlogenes Geschlecht, geheuchelte Liebeschmerzen und Leidenschaften, gemachte Seufzer und Thränen bei Dem Billigung finden, der alle Heuchelei verurtheilt. Und da das Gesetz gebietet: Verflucht sei der Mann, der Weiberkleider trägt, — wie wird Gottes Urtheil über den Pantomimen ausfallen, der in Weiberkleidern auftritt? Wird unter den Artisten der Faustkämpfer strafflos ausgehen? Hat er die Schmarren von den Boxerriemen und die Geschwülste vom Faustschlag oder die Schwämme um die blutenden Ohren etwa bei der Schöpfung von Gott empfangen? Hat ihm der Schöpfer die Augen verliehen, daß er sie durch einen Faustschlag verlieren solle? Ich schweige von Dem, der zur Befriedigung seiner Schaulust einen Löwen auf einen Menschen heßt; ist er weniger ein Würder als der Andere, der ihm nachher den Gnadenstöß versetzt?"

Uns scheinen auf den ersten Blick solche Ergüsse lediglich der Ausdruck leidenschaftlichen Fanatismus und beschränkter Engherzigkeit. Doch man vergesse nicht, daß das antike heerliche Theater Athens längst tot war. Zugkraft hatte im Rom der Kaiserzeit nur noch die Pantomime, das genre bouffe und die Variétés, auf der Bühne agierte kein ernsthafter Schauspieler, sondern der Damentomiker, ein im Privatleben kaum minder bedenkliches Subjekt als auf den weltbedeutenden Brettern. Daß die kirchlichen Lehrer die Berührung der christlichen Jugend mit diesen abgeblühten und moralisch durchaus eindeutigen Gesellen zu hindern suchten, kann man nur tödlich in der Ordnung finden.

Es ist nun höchst merkwürdig, daß diese Gedankenreihen der altchristlichen Väter von der verlogenen Heuchelei der Schauspielkunst bei einem geistig sehr hochstehenden Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts fast genau wiederkehren. Natürlich sind sie aus der grotesken Sprache eines Tatian, Athenagoras oder Tertullian in unsere heutige Denkart übersetzt. Der ungemein geistvolle Verfasser von *Le monde où l'on s'ennuie* hat 1886 bei seinem Eintritt in den Kreis der vierzig Unsterblichen eine höchst bemerkenswerthe Rede gehalten, die mit eben so viel Witz und Verve gegen die Unwahrscheinlichkeit des Theaters ankämpft, wie es Tertullian mit dem verzehren-

den Feuer überströmender Leidenschaftlichkeit gethan hatte. Für Paileron ist das Theater unter allen Künsten „die reizendste Lüge des Lebens“. „Wie muß ich lachen, wenn ich von der Wahrheit auf dem Theater reden höre! Da ist ja Alles falsch, konventionell, arrangirt; Alles, vom Maffelinhimmel bis zur Gassonne, vom Schauspieler, der das Werk in einem Kostüm, mit einem Gesicht, einer Stimme, mit Geberden darstellt, die nicht die seinen sind, bis zum Werke selbst, das in Musik, in Versen oder in einer Prosa, die man kaum mehr spricht, Gefühle ausdrückt, die man nicht hat, vom Autor, der seine natürlichsten Ausdrücke reiflich überlegt, seine Kühnheiten berechnet, seine Nührungen genau zugemessen hat, bis zum Zuschauer, dem nichts von diesen Schlichen unbekannt ist, so lange der Vorhang nicht aufgezogen ist, und der sie in dem Augenblick vergißt, wo der Vorhang aufgeht.“ Paileron denkt sich gleichsam einen zwischen Autor und Publikum stillschweigend geschlossenen Vertrag, in dem der Zuhörer also spräche: „Ich bin nicht hier, um zu urtheilen, sondern, um zu fühlen. Du bist nicht da, um mich zu belehren, sondern, um die Belehrung zu meiden; ich will andere Menschen sehen, ein anderes Lachen lachen, andere Thränen weinen, die noch süßer sind als das Lachen. Zeige mir das Leben weniger schal und rascher, das Unglück verdienter, das Glück seltener als in der grauen Wirklichkeit. Vereble meine Leidenschaften durch ihre Gewalt, vergrößere meine Kämpfe durch ihre Verwickelungen, erheitere meine Gemeinheiten und meine Schande durch das Lächerliche; sei übertrieben; sei unwahrscheinlich; sei falsch; fürchte nichts: meine Phantasie wird der deinen folgen, so weit die Zauberkraft Deiner Kunst sie zu führen vermag. Geh, errathe, was ich will, sage, was ich fühle, und gieb Dem Gestalt, was ich träume; und wenn Du durch Deine reizenden Betrügereien (*impostures charmantes*) die Täuschung, die ich Dir verdanke, verlängerst, wenn Du meiner Chimäre bis zum Ende schmeichelst, so werde ich Dich großartig belohnen, vielleicht reichlicher, als Du verdienst. Aber nimm Dich in Acht! Laß mich nicht zu Boden fallen, nachdenken, in mich einkehren; oder meine Bernunft, der Drache, den Du eingeschlafert, erwacht und verschlingt Dich... Das ist die wahrhaftige Ursache, die tief wurzelnde Ursache der Macht unserer Kunst, ist der geheime Pakt, den die Menge mit dem Künstler schließt.“ Aus Tertullians Runde sprach ein einfacher und ursprünglicher Mensch, dessen berbe Raudeitäten uns ein Lächeln abnöthigen; hier spricht der hochgebildete Sohn einer verfeinerten, überreizten und übersättigten Welt mit geistvollster Eleganz und einer bestrickenden Liebenswürdigkeit, die uns unwillkürlich gefangen nimmt und uns beinahe zwingt, alle seine Paradoxien ohne Protest hinzunehmen. Aber in dem Grundgedanken, daß das Theater eine Schule der Unwahrhaftigkeit sei, daß der Schauspieler etwas Anderes spiele, als er ist: darin stimmen jene antiken Christen mit diesem modernen Franzosen überein.

II. Der Cirkus.

Besonders charakteristisch für den römischen Adel und ganz an heutige Zustände erinnernd ist die Sportwuth und Theaterwuth, die damals die gesammte höhere Schicht der Bevölkerung ergriffen hatte. Der knabenhaft eitle Nero hatte, wenn er auch zum Regiren wenig taugte, entschieden mimisches Talent und war musikalisch begabt, so daß er mit Erfolg als Sänger und Citherspieler auftreten konnte. Dieser Musikenthusiasmus wirkte ansteckend. Die ganze Erbitterung der Opposition kommt daher in des Tacitus Worten zum Ausdruck, der Kaiser habe gemeint, seine Schande wäre geringer, wenn er Andere veranlasse, sich auch zu entehren. Schmach war aber nach römischer Anschauung jedes öffentliche Auftreten auf der Schaubühne. Verarmte Sprößlinge der edelsten Familien gaben sich dazu her. Tacitus will keine Namen nennen; er spricht nur von großen Häusern, die damals unauslöschliche Schande über sich brachten. Viel offenerziger ist Juvenal in der achten Satire. Damasippus tritt in einer Pantomime, dem Phasma Estullus, auf, einer damals sehr beliebten Dichtung. Damasippus ist der Beiname einer der vornehmsten Adelsfamilien, der Junier, der Familie des Tyrannenmörders Brutus. Da der edle Sproß dieses erlauchten Hauses sein Vermögen durchgebracht hatte, vermietete er sich für die Pantomime. Cornelius Lentulus, ein Mann, der viele Konsuln zu Ahnen hatte, spielte den Laureolus, einen Mimus, worin die Titelrolle, ein Räuber durchtriebenster Sorte, ans Kreuz geschlagen wurde. Eben so traten hochgeborene Fabier und Aemilier in den Pantomimen auf. Die rohen Späße der Clonus (*triscourria*) hört man aus dem Munde von Patriziern, die damit ihren bürgerlichen Tod befesteln. In Neros Zeit war ein solches Benehmen nöthig, um dem Argwohn und der Hinrichtung zu entgehen; aber in Trajans freiem Zeitalter: wer zwang da den Adel zur Hingabe an die Sportleidenschaft? Als höchste Schande gilt das Auftreten im Gladiatorenspiel. In den verschiedenen Rüstungen der Gladiatoren, als Murmillo, als Thyro, als Retiarius, treten die vornehmsten Männer auf. Man kann zusehen, wie der Nachkomme der Stocchen als Retiarius den Dreizack schwingt. Er tritt auf, ohne unter dem Helm sein Gesicht zu verbergen; frech zeigt er sein Antlitz den Zuschauern und eilt, von Allen erkannt, durch die Arena. Sein Partner im Gladiatorenkampf, ein Artist von Fach, betrachtet es als die größte Schmach, mit solchem chlofen Gegner fechten zu müssen.

Tacitus sagt, Nero sei es nicht genug gewesen, daß einzelne Patrizier und Große sich an seinem Sport theiligten; er bewog die gesammte Ritterschaft, sich zu entehren. Reiche Ritter wurden durch Geschenke getrieben, öffentlich im Cirkus aufzutreten. Zu diesem Zweck richtete er das Spiel der Iuvenalia (Jugendsport) in dem von Augustus hergestellten kaiserlichen

Park jenseits des Tibers ein. Ursprünglich spielte man in diesem kaiserlichen Spezialitätentheater nur vor einem ausgewählten Zuschauerkreis; bald aber durfte das ganze Volk die Leistungen des kaiserlichen Mimik und seiner Standesgenossen bewundern. Bei diesen Festspielen sang der Kaiser selbst. Und in den griechischen und lateinischen — wie Tacitus zu verstehen giebt, durchaus unanständigen — Stücken (Mimen) mußten vornehme Männer, die die höchsten Ehrenämter verwaltet hatten, mitwirken. Auch die römischen Damen wurden, ungefähre wie bei uns in den Bazaren, für diese kaiserlichen Feste verwendet. Im Park bei dem künstlichen See des Augustus wurden Buden und kleine Kneipzette aufgeschlagen, wo dann die Blüthe der hochgeborenen Damenwelt die Wirthinnen und Verkäuferinnen machte. Natürlich ließen sie sich die ausgestellten Rippes und Lederbissen theuer bezahlen; und nach Tacitus scheint es bei diesen Gelegenheiten ein Bißchen frei hergegangen zu sein. Der Glanzpunkt der Feste war immer das Auftreten des Kaisers. Musiklehrer — Phonasci — waren anwesend, Männer, die seine Stimme ausgebildet hatten und konserviren mußten. Ihre Hauptforge war, daß der Kaiser sich nicht überanstrengte. Sorgfältig wurde deshalb sein Hals vor Erkältungen gehütet; manchmal trug er einen Respirator. Außerdem umschwärzte ihn eine Schaar römischer Ritter — Augustiani —, kräftige Leute, die den Dienst der Claque versahen. Ihr Chef wurde recht anständig mit 40 000 Sesterz (8500 Mark) bezahlt.

Diese ganze Sport- und Theaterwuth erinnert merkwürdig an heutige Zustände. Um zu zeigen, wie sehr die Sittenschilderungen eines Tacitus, eines Sueton, eines Juvenal ein Spiegelbild unserer Zeit sind, brauche ich nur Drumont, dem Verfasser der *Franco Juive*, das Wort zu geben: „In den höheren Klassen hat die Schauspielwuth einen ganz römischen Charakter angenommen. Im Circus geben junge, als Clowns verkleidete Stutzer jährlich zwei Vorstellungen, eine für die Damen der großen Welt und eine für die Damen aller Welt. Die Einladungen sind sehr gesucht und die Französinen erscheinen hier, um ihren Söhnen und Brüdern zuzusehen, die sich auf dem Trapez produziren, auf dem Seil tanzen und durch die Reifen springen. Die Schauspieler, die, in farbige Tricots gekleidet und mit Goldblitter befüngt, Gesichter schneiden, Sprünge machen und auf dem Seil tanzen, heißen Graf von Nyon, Graf von Pully, Graf Bernard de Gontaut, Graf von Maille, Beauregard und Duölen. Graf Hubert de la Rochefoucauld, bekleidet mit einer blaueisernen Tunika und einer Schärpe mit goldenen Glöckchen, schreit zum Orchester hinauf: ‚Miousio!‘ mit dem Accent der englischen Clowns. Ich wiederhole: dieses Bedürfnis, sich selbst zu erniedrigen und zu entehren, ist geradezu ein pathologisches Symptom. Darüber aber empört Niemand sich. Die Blätter, die sich rühmen, für die Erhaltung der

Gesellschaft zu arbeiten, geben das Programm ganz ernsthaft in ihren Spalten wieder, vielleicht zwischen einem Erguß über die Laster des niederen Volkes und der Anzeige einer Fastenpredigt; sie widmen den einzelnen Nummern ausführliche Besprechungen und erklären weitläufig die Stammbäume der Familien dieser hochgräflichen Histrionen. Das Stärkste in diesem Genre leistete die Vorstellung im Cercle der Rue Royale, wo der Herzog von Normy als Weib verkleidet erschien und einen Pas aus dem Ballet Excelsior tanzte.*) Alle waren davon entzückt. Die Zeitungen behandelten eine ganze Woche lang die Frage, ob der Herzog wohlgethan habe, seinen Schnurrbart zu rasiren. Der ‚Gaulois‘ bejahte sie mit Entschiedenheit: ‚Es war richtig, ganz ausgezeichnet‘. Der ‚Figaro‘, etwas zurückhaltender, meinte, man könne dafür und dawider sprechen. Wie im Théâtre-Français stand auch hier kein Greis, der die alte Ehre zu repräsentiren hatte, und keine Frau, die noch einiges Gefühl für Würde besaß, auf, um zu protestiren und zu pfeifen bei der Schauspielerstellung dieses jungen Mannes, der in Weiberkleidern mit sehr zweideutigen Gesten tanzte. Tout-Paris besaß nicht die Schamhaftigkeit des alten Athen, das nur den Sklaven erlaubte, das obszöne Ballet Rothon zu tanzen. Ist es nicht merkwürdig, bei diesem immerwährenden Wiederbeginn der Geschichte, wo die Schlange sich unaufhörlich in den Schwanz beißt, festzustellen, daß der Verfall sich stets in den selben Formen zeigt, zu sehen, daß nach dem Verlauf so vieler Jahrhunderte die gesellschaftliche wie die physische Auflösung in ihren Ausprägungen absolut gleichartig sind? Der zur Ballerina umgewandelte Herzog und Helioabalus im syrischen Gewande, die Augen durch Janna vergrößert und die Wangen geschminkt: scheinen sie nicht das selbe Wesen zu sein? Diese blaublütigen Clowns: sind sie nicht eine neue Infarnation jener entarteten Patrizier Juvenals, eines Damasippus, eines Lentulus, eines Gracchus?*

Diesen Betrachtungen des Franzosen kann man nur das Bekenntniß hinzufügen, daß die symptomatischen Vorgänge, die er schildert, keineswegs eine ausschließlich französische Besonderheit sind.

Jena.

Professor D. Dr. Heinrich Gelzer.

*) Es macht den Franzosen alle Ehre, daß sie den Herzog, als er sich ein paar Jahre später um ein Kammermandat bewarb, mit aus diesem Grunde durchfallen ließen.



Die Zukunft des Klaviers.*)

I.

Sehr geehrter Herr,

Unsere heutigen erstklassigen Klaviere stehen auf einer sehr hohen Stufe der Vollendung. Trotzdem hoffe ich, daß kein Stillstand in Folge bequemer Zufriedenheit eintritt. Fortschritt, immer Fortschritt auch hier. Das Klavier der Zukunft bringt uns vielleicht einen noch tragungsfähigeren und musikalisch reineren Ton. Immer, wenn behauptet wird, der Klavierston als solcher besitze nur eine relative Reinheit, tröste ich mich umgekehrt mit seiner „relativen“ Unreinheit. Unsere großen Weltfirmen werden auch in Zukunft nicht unthätig sein. Im Uebrigen ist und bleibt ein Hauptfaktor am Klavier: der Spieler.

Ihr ergebenster

Conrad Ansforg.

II.

Sehr geehrter Herr, ich muß Ihnen gestehen, daß mir das von Ihnen gestellte Thema bei näherer Betrachtung immer unsympathischer wird. Das Klavier ist allerdings das Instrument, durch das ich als reproduzierender Künstler in der Öffentlichkeit bekannt geworden bin und auf dem ich das Publikum mit den Gedanken der großen Meister in meiner Auffassung bekannt mache; aber die Zukunft des Klaviers interessiert mich wenig, ja, kaum interessiert mich das Instrument als solches überhaupt. Der Musiker bedarf zur Wiedergabe seiner Gedanken eines Ausdrucksmittels, das ihm das Orchester ersetzen kann, und dazu eignet sich — und wird es wohl immer thun — am Besten das Klavier. Ich habe es immer nur von diesem Standpunkt aus betrachtet und benutze es in der Öffentlichkeit kaum aus Liebhaberei; daher interessire ich mich auch nicht für technische Vervollkommnungen. Der Musiker kann sich eine Verbesserung des Instrumentes kaum wünschen oder denken, denn auch in seiner primitivsten Form hat es genügt, um die gewaltigen Gedanken eines Bach und eines Beethoven zu gestalten. Eine Vervollkommnung könnte nur dem absoluten Virtuositenthum zu Gute kommen, — einer Kunzentartung also, die zum Glück mehr und mehr verschwindet.

*) Auf die Frage, wie die Hauptvertreter künstlerischen Klavierespieler sich die künftige Entwicklung ihres Instrumentes denken, trafen einstweilen drei Briefe ein, die hier veröffentlicht werden.

Daher — wie gesagt — kann es dem Musiker völlig gleichgültig sein, welche Verbesserungen und Veränderungen das Klavier in der Zukunft erfahren wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Careggi.

Eugen d'Albert.

III. Sehr geehrter Herr,

auf Ihre Anfrage wegen der „Zukunft des Klaviers“ glaube ich, erwidern zu können, daß — meiner Ansicht nach — in Bezug auf die Verbesserung und Vervollkommnung der Mechanik, die Klangschönheit und Fülle des Tones und die Elastizität des Anschlages das Menschenmögliche bisher gethan worden ist. Wenn ich damit auch nicht sagen will, daß auf diesen Gebieten die Grenze der absoluten Vollkommenheit schon erreicht sei, so würde ein weiteres Eingehen hierauf doch zu Fragen führen, deren Beantwortung einzig und allein dem Klavierbauer und nicht dem Pianisten zusteht; jedenfalls können und sollen wir mit den bisherigen Fortschritten und Resultaten zufrieden sein. Was die Klaviatur anbetrifft, so bemerke ich, daß die Versuche, unser bisheriges System durch ein vollständig neues zu ersetzen (Janko u. s. w.) in keiner Weise meinen Beifall gefunden haben. Das System der alten Klaviatur hat sich durch Jahrhunderte so bewährt, daß mir alle Revolutionversuche auf diesem Gebiet als unnöthig und zwecklos erscheinen. Aber vorbehalten bleibt uns, angesichts der im Lauf der Zeit völlig veränderten Spielweise und der heutzutage außerordentlich gesteigerten technischen Ansprüche, auch hier eine größtmögliche Vervollkommnung anzustreben. Und in diesem Sinn sei es mir gestattet, hier auf eine Neuerung hinzuweisen, die nicht eine Verdrängung des bisherigen bewährten Systems, sondern dessen Verbesserung bezweckt, ihm die letzte Unvollkommenheit nimmt und so die alte Klaviatur in höchster Vollendung darstellt. Ich meine die von Theodor Wichmayer konstruirte verbesserte Klaviatur, die femmen zu lernen und praktisch zu erproben, ich vor einiger Zeit Gelegenheit hatte. Die nähere Beschreibung muß den Fachzeitschriften überlassen bleiben. Hier sei nur gesagt, daß diese verbesserte Klaviatur in denkbar vollendetster Weise den Fingern angepaßt ist, in Folge der überaus zweckmäßigen Vertheilung der Anschlagsflächen das schwierige Spiel in der Obertastentlage beträchtlich erleichtert und durch eine vollkommene Regelmäßigkeit der Obertasten-Abstände die Sicherheit des Spiels (Sprungtechnik u. s. w.) bedeutend fördert. Ohne ein Prophet sein zu wollen, glaube ich, sagen zu können, daß diese Klaviatur auf Grund ihrer vorzüglichen Eigenschaften „die Klaviatur der Zukunft“ sein wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Leipzig.

Alfred Reisenauer.



Homer bei Salomo.

Das Schliemann einst mit Hacke und Schaufel und dem nöthigen Kleingeld sich aufmachte, Troja auszugraben, schüttelten gelichete Leute die weissen Köpfe und sprachen: Wer sich unterfängt, die Spuren dichterischer Phantasiegebilde als wirkliche Reste aufzufinden, Der ist ein Thor, sintemal die Gesänge Homers eitel Hirngespinnst eines alten Herrn sind und die Männer vom Fach immer noch streiten, ob dieser Herr überhaupt gelebt habe oder nicht. Dinge ans Tageslicht ziehen zu wollen, die in der Einbildung eines fahrenden Sängers entstanden, dessen Existenz überdies mehr als zweifelhaft ist: Das mußte grammatikfesten Formenklaubern als Ueberthorheit erscheinen, zumal Solchen, denen die Fähigkeit angeboren ist, Altgriechisch mit völliger Brachlegung des Hellenisch- u. Weisstes zu treiben.

Und Schliemann gehörte nicht zur Junst. Er war Kaufmann und auf philologischem Gebiet ein Autodidakt. Er hatte sich die Kenntniß der englischen, französischen, holländischen, spanischen, italischen und portugiesischen Sprache angeeignet. Dazu Russisch. Und Griechisch, ohne das Gymnasium besucht zu haben. Das waren acht Kapitalverbrechen, das letzte das größte von allen. Denn auf den Gymnasten werden Sprachen gelehrt; der Schüler aber kann sie nicht. Von seinen Büchern in fremde Lande versetzt, bleibt er stumm. Schliemann aber, der Ungünstige, wußte mit den Fremden zu reden und zu handeln und verstand in den alten Schriften zu forschen; und er fand Ilion, die Stadt des Priamus, das Labyrinth des Trojanischen Krieges, unter dem Schutt der Jahrhunderte. Die Kunstscherven der alten Stätte schenkte er Berlin, wo sie im Museum für Völkerkunde zur Beschämung einstiger Zweifler und Spötter sichtbar aufgebaut sind. Homer hat auch von dem goldreichen Mykenä gesungen. Deutlich wies er hin auf das Edelmetall, aber Niemand glaubte ihm. Er existirte ja nicht. Schliemann aber ging nach Mykenä und grub und fand mehr Gold in den Gräbern und Schatzhäusern der verschütteten Akropolis als mancher Goldsucher in dem Lande Kalifornien. Ueber hundert Pfund wiegen insgesammt die im Mykenä-Museum zu Athen aufbewahrten Goldsachen, zum Augenergötzen der Fremden und patriotisch denkender Athener, zum großen Verdruß jedoch verschiedener Griechen, die sich vor die Stirn schlagen und sich sagen, daß auch sie den Schatz hätten heben können, wenn sie ihren Homer mit dem selben Verständniß gelesen hätten wie der Landsmann Freih. Reuters, der Mecklenburger Schliemann. Wiederholte Versuche, in das Museum einzubrechen, sind bis jetzt von pflichttreuen Wächtern glücklich verhindert worden; noch prangt der goldene Kruß des Agamemnon im gläsernen Schrein, noch glänzen die Becher, aus denen Agamemnon und Menelaos Sieg tranken, als sie Thyestes und Sohn vertrieben hatten, noch sind die Spangen da, die vielleicht Helena, der helde Bantapfel des männermordenden Krieges, trug, und die goldenen Knöpfe, die am Röcklein des Orest saßen. Noch ist das viele, viele Gold da; ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Aber wie lange noch?

Man spricht wohl vom Golde der Dichtung; dies wirkliche Gold jedoch aus den Gräbern Mykenä ist mehr als Dichtung: es ist ein so starker Beleg für die Sachlichkeit des angeblich nicht existirt habenden Homers, daß es wirklich an der Zeit war, den alten Beisbauer nicht fürder abzuleugnen. Und da Troja aufgedeckt worden ist und die Gräber des goldreichen Mykenä ihre Schätze abgeliefert haben, so gebührt es der Forschung, zu ermitteln, ob denn der ganze Trojanische Krieg nur eine Mythe ist, ob die Helden des Feldzuges und der Zugsfahrten nur personifizierte Himmels- und Naturerscheinungen sind oder ob sie einst lebten, Menschen unter Thesegleichen. War Agamemnon eine Personifikation des Sonnengottes, war Menelaos die Verfinnbildlichung der Venesonne: was fingen die bloßen Begriffe mit den wirklichen Goldbeckern an, die annoch im Museum zu Athen stehen? Und war Orest, wie in der Mythendeutung Geübte behaupten, die persönlich gedachte Sonnenwende: wozu dann die goldenen Rindpfe, die von dem Festgewande des königlichen Knaben übrig blieben? Und nun gar Odysseus. Er sei die Sonne in mythologischer Auffassung, so wird gesagt; die zwölf Schiffe, die er nach Troja führte, seien die zwölf Zeichen des Thierkreises und seine Zugsfahrten die Reise der Sonne durch den Zodiacus. Und so weiter.

Wem soll man nun folgen: Homer, dem Sänger, oder den amüslichen Gelehrten? Es ist ein wahres Unglück, daß Homer nicht schon bei Begehren einen Biographen fand wie heutzutage mancher knospende Dichter, dessen Lebensgeschichte, von befreundeter Hand geschrieben, auf Kosten des Gefierten gedruckt wird, bevor noch die Tinte seines Erstlingswerkes trocken ist. Nun müssen wir uns mit Wahrscheinlichkeitsrechnung begnügen, wenn wir wissen wollen, was Alles in die homerischen Gesänge hineingeheimniht ist.



Einen schätzenswerthen Beitrag zur Beantwortung der vielen Fragen, die jeden von der gewaltigen Einwirkung des göttlichen Sängers auf die führenden Völker Ueberzeugten interessieren, hat nun vor Kurzem Professor Josef Schreiner mit einem bei Richard Sattler in Braunschweig erschienenen Werk geliefert, das den Titel trägt: Homers Odyssee ein mysteriöses Epos. In diesem Buch sucht der gelehrte Autor auf historisch-geographischer Basis den Beweis anzutreten, daß die Epen Homers keineswegs nur der dichterischen Phantasie ihres Verfassers entsprungen sind, sondern daß dem Dichter zweifellos historische Begebenheiten der alten israelitischen Geschichte als Vorbild dienten.

Man weiß doch, wo und wie, rief ich, als ich davon gehört hatte, und vertiefte mich in Schreiners Arbeit. Der sonnenmythischen Auslegung stand ich mißtrauisch gegenüber, seit Schliemann Troja gefunden und das Gold in Mykenä; die Aunahme, Ilias und Odyssee seien eine Sammlung von Volksdichtungen, wollte mir nie recht einleuchten, denn das Volk dichtet nicht. Einer dichtet und das Volk merkt sich, was er sang, und bewahrt es; so wenig der Reichstag auch nur einen Gesang des Nibelungenliedes fertig brächte, etwa den „Wie Siegfried erschlagen ward“, eben so wenig vermag das vielköpfige Volk sich zusammenzusetzen und ein Heldenlied auszusprechen. Solche Vorstellungen können nur unpoe-tische Köpfe haben. Schreiner aber giebt uns den Homer, den Sänger, wieder.

Nur Troja nimmt er uns, nämlich das Ilion, dessen Trümmer Schliemann zu Hissarlik fand. Nach ihm war das Troja Homers nämlich das alte Jericho.

Die Ähnlichkeit in den Umständen zwischen der Eroberung Jerichos und Trojas hat, was Schreiner entgangen scheint, schon Baur in der Tübinger Zeitschrift für Theologie im Jahre 1832 hervorgehoben. Von ihr geht Schreiner aus, um zu der Behauptung zu gelangen, „daß die glorreiche Geschichte des Volkes Israel vom Dichter Homer unter dem undurchbringlichen Schleier einer geheimnißvollen Sprache zur musterhaften Darstellung gebracht und dem Andenken aller Zeiten überliefert worden sei.“

War Jericho das heilige Ilion, so konnte Odisseus kein Anderer sein als Josua und die bergende Kalypso war Nadabe Rahab, die die Rundschaffter auf dem Dach unter Flachsteuzeln versteckte. Das ist zwar kühn gedeutet, aber die Auslegung läßt uns doch den Homer; und damit ist viel gewonnen, denn wenn Der nicht existirt hätte, wäre es ihm auch nicht möglich gewesen, an den Hof des Königs Salomo zu gelangen. Der nämlich war Alkinoos, der König der Phäaken. So sagt Professor Schreiner. Vergeblich haben die Archäologen den Wohnsitz der Phäaken gesucht, das Land Scheris, worunter Schreiner, dem Klang nach, Syrien versteht, der Beschaffenheit nach aber das Land, wo Milch und Honig fließt, Kanaan, das mit Fruchtbarkeit gesegnete. Frühlich waren die Phäaken, sie aßen und tranken, spielten und sangen und tanzten. Homer lernte sie kennen, während sie gerade das Laubhüttenfest feierten. Er schildert den königlichen Palast und die königlichen Gärten. Es waren die Gärten Salomos, die viel gepriesenen. Wie Homer sie beschreibt im siebenten Gesange der Odyssee, so sind sie auch beschrieben im canticus canticorum, im Hohen Liede. Nur Eins stört Schreiner. Homer lobt die Birnen, die dort gedeihen; im Hohen Lied aber, wie in der ganzen Bibel, kommt die Birne überhaupt nicht vor. Vielleicht hat Homer da des Geheimnißvollen zu viel gethan. Doch warum diese Geheimnißkrämerei? Schreiner meint, Homer hätte sich für die Heldengeschichte eines fremden Volkes begeistert und es verstanden, ihre Darstellung den heimathlichen Verhältnissen anzupassen. Das läßt sich hören, denn wenn unsere Dichter fremde Stoffe benutzen, schleieren sie das Entlehnte auch nach Kräften ein. Es könnte aber auch sein, daß andere Gründe vorlagen, das Gesehene, Erlebte und Gehörte zu verundeutlichen.



Homer kam auf seiner Studienreise zum König Salomo, von dessen Weisheit — auch sein Alkinoos strotzt von Weisheit — er eben so gut vernommen hatte wie die übrige Welt; und warum sollte er den berühmten Fürsten nicht interviewen, der selbst Sängler war? Homer wurde gütlich aufgenommen und Salomo mochte es angenehm sein, einmal mit einem Kollegen ein Wenig zu fachsimpeln. Denn wer von den Unterthanen hätte es wohl gewagt, Etwas an seinen Versen anzuzweifeln oder ihm ein anderes Lob zu spenden als das besungene des Vasallen? In des Königs Wort ist Gewalt; und wer mag ihm sagen: Was machst Du? Salomo aber war weise und so kam ihm der fremde, documents humains sammelnde griechische Poet gerade recht. Als wirklicher Weiser verschloß er sich einer sachlichen Kritik nicht, zumal er wußte, daß die

Griechen in der Dichtkunst Bedeutendes leisteten. Um Dessen ganz gewiß zu sein, fragte er Homer, wie es mit der Poesie in Griechenland stehe. „Sie dient uns zur Erziehung der Jugend“, antwortete der Sänger. „Die Sprüche weiser Männer, die Thaten des Alterthums und fruchtbare Gedanken umkleiden wir mit dem Reize des Silbenmaßes, damit die Jünglinge sie um so leichter im Gedächtniß behalten. Und während sie von Heldenthaten und Werken hören, die im Gesang fortleben, regt es sich allmählich in ihnen und treibt sie zur Nachahmung, damit auch sie einst besungen und bewundert werden.“

„Ich habe auch einen Band Sprüche verfaßt“, sagte Salomo, „und verfolge damit ähnliche Zwecke. Nicht aber zum Ruhm feuere ich an, sondern zur Tugend. Alles ist ja eitel, zumal der Ruhm. Werden Sie über mich schreiben?“

„Das ist meine Absicht“, entgegnete Homer. „Oder wäre es Eurer Majestät etwa nicht angenehm?“

„Ob angenehm oder nicht“, antwortete der König: „vor Indiskretionen ist kein gekröntes Haupt sicher. Darum will ich Ihnen selbst Alles zeigen, was Sie zu sehen wünschen, und Ihnen Auskunft geben und mir dadurch den Aerger ersparen, mich vor der Öffentlichkeit entstellt zu sehen. Doch als Sänger haben Sie natürlich Durst. Trinken Sie Wein oder ziehen Sie ein Glas Eshes vor? Ich lasse Bier aus Egypten kommen. Meine Frau, die Tochter Pharaos, verlangt ihren heimischen Gerstenwein und den Frauen muß man sich fügen.“

„Dieser Wunsch der Königin scheint leicht erfüllbar“, versetzte Homer.

„Es sind nur der Wünsche zu viele. Nicht nur ihre aus der Primath gewohnten Getränke und Gerichte wollen sie haben, nein: auch ihre Götter. Und darunter habe ich zu leiden, bei meinen Priestern, bei meinem Volk.“

„Die Königin hat andere Götter?“ fragte Homer erstaunt.

„Nicht sie allein, die übrigen Weiber auch.“

„Welche übrigen Weiber, Majestät?“

„Ich habe siebenhundert“, seufzte Salomo. „Und dazu der Strohweiber dreihundert.“

„Zeus soll lassen alle physischen Kinder gesund sein“, rief Homer, der bereits Einiges von der Landesweise angenommen hatte. „Aber die Frauen kann ich nicht eindichten; für Vielweiberei haben die Griechen kein Verständniß. Die würden mir Ihre geschätzten Gemahlinnen nicht glauben. Und Dem, der bei uns von den Staatsgöttern abfällt, wird der Schierlingsbecher gereicht.“

„So viel Schierling wächst hier nicht, wie ich gebrauchen müßte, wenn Ihre Sitten hier herrschten“, sprach Salomo. „Aber schreiben Sie Das nicht, denn ich selbst sage in meinen Sprüchen: Ein gut Gerücht ist besser denn Reichthum.“

„Ich werd' es schon machen“, erwiderte Homer. „Ich werde Alles so künstlich verbrehen und verzwicken, daß Niemand herausfinden soll, wer und was gemeint ist. Den Josua, von dem ich mir schon sagen ließ, wenn ich Odysseus, Treichs wird Troja genannt, die Rahab Kalyp'o und Gure Majestät Altmoos. Aus Hochro Frauen mache ich mehlmahlende Dixerinnen. Nichts leichter als Das. Ich darf ohnehin nichts dichten, was den Censor verletzen könnte.“

„Hier darf Keiner den Dichter behindern“, sagte Salomo. „Auch ich halte es mit dem Spruchschreiber Strach, der da sagt: Und wenn man Lieder singet, so wache nicht daren.“

„Weil ja die Muse sie gelehrt den Gesang und huldreich waltet der Sänger“, fiel Homer ein.

„Mir gefällt Ihr Verbrechungssystem außerordentlich“, begann Salomo wieder. „Senden Sie doch ein Exemplar Ihres Werkes an die Königin von Saba; Die ist groß im Rathe. Es wird ihr Vergnügen machen, den wahren Sinn aus dem geheimnißvollen Gewebe zu ziehen, und sicher verleiht sie Ihnen die große sabaische Golderte für Kunst und Klunlichkeit. Von mir bekommen Sie den Hofrathstitel, für den Sie aber dreihundert Silberfessel Steuer entrichten müssen, — nach meinem eigenen Ausspruch: Ein stolz Herz ist dem Herrn ein Widuel und wird nicht ungestraft bleiben.“

ang genutzte Verbrechung.

h Ihnen das Lieblichste
th, diskret.“

ertheilte Homer.

nger in den Wurzgarten

er mit den Worten: Die

. Salamith.“

e, Granatäpfel, Trauben

den Gesang der Gefange

wo es fehlte; an seinem

idlich, wie nur Phäaken

verstandigem Ohr vor-

neugebadener Hofrath,

nkung in die Vergangen-

stor Schreiner führt seine

ausführ der Odyssee die

yssee ja die verschleierte

erwerbungs in der Insel

Schreiner weiß es anders

hebräische Eigenname

g; sie ist mir zu uner-

ächte. Im Uebrigen bin

Vergnügen gefolgt; hat

h ich ihn bei Salomo,

als der schlau Odysseus

trieb, deren Verständniß

„Holier bedankte sich herzlich für die mir mitgetheilte

„Nun gehen wir in meinen Garten; dort will ich Ihnen zeigen, was ich mein nenne. Aber diskret, lieber Hofrath“

„Mein Epos soll mehr als mysteriös werden“, könnte er

Wie es sich ziemt, ging der König mit dem Hofrath in den Garten und dort stellte er ihm ein wunderherrliches Mädchen vor, die Heldin meines Hohen Liebes, die Blume des Feldes . . .

Salamith grüßte anmuthig; man setzte sich. Feigen und feuriger Wein boten Lade. Der König holte seinen Hofrath hervor und forderte Homer auf, ihm rückhaltlos zu sagen, was ihm Urtheil liege ihm besonders viel. Alle Drei waren so glücklich, es sein können, denn selig ist der Dichter, der sein Werk

liest, selig eine schön besungene Schönheit und selig ein Hofrath, der wirklich bei Hofe zu rathe hat.

Der König dankte ihm herzlich für die mir mitgetheilte

„Nun gehen wir in meinen Garten; dort will ich Ihnen zeigen, was ich mein nenne. Aber diskret, lieber Hofrath“

„Mein Epos soll mehr als mysteriös werden“, könnte er

Wie es sich ziemt, ging der König mit dem Hofrath in den Garten und dort stellte er ihm ein wunderherrliches Mädchen vor, die Heldin meines Hohen Liebes, die Blume des Feldes . . .

Salamith grüßte anmuthig; man setzte sich. Feigen und feuriger Wein boten Lade. Der König holte seinen Hofrath hervor und forderte Homer auf, ihm rückhaltlos zu sagen, was ihm Urtheil liege ihm besonders viel. Alle Drei waren so glücklich, es sein können, denn selig ist der Dichter, der sein Werk

liest, selig eine schön besungene Schönheit und selig ein Hofrath, der wirklich bei Hofe zu rathe hat.

Der König dankte ihm herzlich für die mir mitgetheilte

„Nun gehen wir in meinen Garten; dort will ich Ihnen zeigen, was ich mein nenne. Aber diskret, lieber Hofrath“

„Mein Epos soll mehr als mysteriös werden“, könnte er

Wie es sich ziemt, ging der König mit dem Hofrath in den Garten und dort stellte er ihm ein wunderherrliches Mädchen vor, die Heldin meines Hohen Liebes, die Blume des Feldes . . .

Salamith grüßte anmuthig; man setzte sich. Feigen und feuriger Wein boten Lade. Der König holte seinen Hofrath hervor und forderte Homer auf, ihm rückhaltlos zu sagen, was ihm Urtheil liege ihm besonders viel. Alle Drei waren so glücklich, es sein können, denn selig ist der Dichter, der sein Werk

liest, selig eine schön besungene Schönheit und selig ein Hofrath, der wirklich bei Hofe zu rathe hat.

Der König dankte ihm herzlich für die mir mitgetheilte

„Nun gehen wir in meinen Garten; dort will ich Ihnen zeigen, was ich mein nenne. Aber diskret, lieber Hofrath“

„Mein Epos soll mehr als mysteriös werden“, könnte er

Wie es sich ziemt, ging der König mit dem Hofrath in den Garten und dort stellte er ihm ein wunderherrliches Mädchen vor, die Heldin meines Hohen Liebes, die Blume des Feldes . . .

Julius Stinde.



Selbstanzeige.

Ein Fabelbuch. Mit Buchschmuck von G. Frenz, Hosi-Schulze und J. J. Brieslander. Albert Langen, München. Preis: 3,50 Mark.

Wir — Theodor Egel und ich — legen der Kritik und dem Publikum ein kleines Werk vor, für das wir bei einem bestimmten Kreise von Lesern einiges Interesse voraussetzen dürfen. Zunächst bei denen, die moderne literarische Produkte, so weit sie überhaupt bemerkenswerth sind, als Faktoren der Fortentwicklung und Ausbildung — sei sie auch Ausartung — der in Betracht kommenden speziellen Dichtungsgattung aufzunehmen versuchen, in erster Linie also bei den wirklichen Literaturkennern und Literaturhistorikern. Diesen gegenüber mögen die folgenden Zeilen die Herausgabe unseres modernen Fabelbuches rechtfertigen. Die Fabel ist in der deutschen Dichtung nach Gellert und Lessing, also seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, bekanntlich sehr vernachlässigt worden; ihre Bedeutung sank immer mehr, bis sie schließlich, beinahe durch Frey, Reinick und Andere, fast ganz in das Gebiet der Kinderliteratur hinabgedrückt wurde. Ein solches Zwielfind der Dichtkunst ist die Fabel leider bis heute geblieben. Welch hohen Werth man der Fabel früher beilegte, tritt in den Abhandlungen unseres größten Kritikers Lessing und un'eres größten Sprachforschers Jakob Grimm zu Tage. In ihrer Definition über das Wesen der Fabel gehen Beide freilich sehr verschiedene Wege, namentlich auch in Hinsicht auf die geeignetste Kunstform. Während Lessing die epigrammatische Kürze für die Seele der Fabel erklärt und gemäß solcher Ansicht die Behandlung in Prosa allein für richtig hält, zieht Grimm die naive behagliche Erzählung des Fabelstoffes, gleichgiltig, ob in gebundener oder ungebundener Rede, entschieden vor und bezeichnet die von Lessing geforderte Kürze geradezu als den Tod der Fabel. Wir haben uns in keiner Hinsicht nach der einen oder anderen Theorie gerichtet, sondern „frisch von der Leber weg“ unsere durchweg selbsterfundnen Stoffe theils kurz, theils in behaglicher Breite, stets aber in Vers und Klein oder auch in Strophen bearbeitet, wie es uns von Fall zu Fall in die Feder floß. Wir verfolgten nur das eine Prinzip: weder der Phantasie noch der Form irgend welchen Zwang anzuthun. Auch in Bezug auf die Wahl unserer Fabelwesen haben wir uns keinerlei Beschränkung auferlegt: neben Thieren vom Affen bis zum Wurm sind eben so menschliche, mythische und mythische Gestalten wie leblose Dinge Träger unserer Dichtungen. Der These Grimms, die Fabel sei ihrem Charakter nach harmlos und dürfe also keine Satire enthalten, können wir nicht beistimmen; wir meinen sogar, daß die Fabel nur durch solche Behandlung auf die Stufe des Kindergebichtes herabgesunken ist. Eine Neubelebung der Fabel und ihre volle Wiedergewinnung für die Dichtkunst ist unseres Erachtens überhaupt nur durch Einflechtung der Satire zu erwarten, wie schon die paar Fabeln unseres hüffelborfer Landmannes Freie lehren. Un're Zeit verlangt entschieden schärfere Kost. So ist denn auch die Mehrzahl unserer Fabeln satirischer Art; und das verständnißvolle Entgegenkommen des Publikums gelegentlich der Negitirung unserer Fabeln in Wolzogens „Kantem Theater“ und der „Neuen Volksblättern“ hat uns in der Hoffnung bestärkt, auf dem richtigen Wege zu sein. So viel für den

Literaturhistoriker. Wir hoffen aber, auch den übrigen Lesern durch die Lectur des von berühmten Künstlerhänden reich geschmückten Buches einige frohliche Stunden zu bereiten. Für die Kinderstufe und den deutschen Reichstag sind unsere Fabeln allerdings nicht geschrieben. Eine Probe wird gestattet sein:

Die Wurzelmännchen.

Hief unter einer tausendjährigen Eiche
 In Erdenhöhlen hausten voller Glück
 Die Wurzelmännchen. Aus dem engen Reiche
 Von Quarz und Lehm hob nimmer sich ihr Blick
 Zum Tag empor; sie hockten in den Ecken
 Des Wurzelwerts Jahrhundert um Jahrhundert;
 Sie kannten keine Furcht und keinen Schrecken
 Und hatten sich ihr Leben nie verwundert.

Doch rastlos nagt der scharfe Zahn der Zeiten:
 Die Regenstürze spülten unterm Stamm
 Das Erdreich fort; es reckten sich im weiten
 Umkreis die nackten Wurzeln aus dem Schlamm.
 Und schließlich drangen auch die Sonnenstrahlen
 Ins tiefe Reich der Wurzelmännchen ein.
 Die jammerten voll Qual ob der brutalen
 Gewalt und huben kläglich an zu schrein.

Dann aber frohen kühn die kleinen Rader
 Zum heiligen Streit aus ihrem Nest hervor
 Und warfen Stein um Stein gar fest und wacker
 Mit Kriegsgeschrei zum Sonnenball empor.
 Und wo ein Sonnenstrahl im Waldgras spielte,
 Da peitschten sie mit Ruthen in das Licht.
 Jedoch wie trefflich auch das Völklein zielte,
 Die Sonne lachte nur und wankte nicht.

Die Wurzelmännchen kämpften unverdroffen,
 Stein flog um Stein zum hellen Himmel auf.
 Manches Tröpflein Schweiß war schon im Kampf vergossen,
 Da senkt am Abend sich der Sonne Lauf.
 Nur Muth! Nur Muth! Bald wird der Feind erliegen!
 Zum letzten Sturm drang wild der Zwerglein Schaar;
 Zum Himmel sah man Rieselschauer fliegen,
 Bis daß der Sonnenball versunken war.

Nun feierten in lustigem Ueberpurzeln
 Bei Tanz und Sang sie froh ihr Siegesfest
 Und gruben unter dicken Eichenwurzeln
 Sich noch in selber Nacht ein neues Nest.
 Daß andern Tags mit frischer Kraft und Stärke
 Die Sonne wiederkam --: Das sahn sie nicht!
 Sie träumten tief von ihrem großen Werke:
 Dem stolzen Siege über Tag und Licht!

Viri obscuri, — wie zu allen Zeiten
 Der Wahrheit Sonne ihnen giebt Verdruß!
 Wie sie mit Steinen gegen Männer streiten:
 Bruno, Spinoza, Lessing, Hutten, Huß!
 Ein Jeder fällt zur Stund' der Abendröthe.
 Freut Euch der Sieg? . . . Ein andrer Tag bricht an.
 Stirner und Nietzsche, Luther, Kant und Goethe —
 Für jeden Toten steht ein neuer Mann!

Hans Heinz Ewers.



Treber.

Als ich im vorigen Heft dieser Zeitschrift über die an dem Aktiengesetz wünschenswerthen Aenderungen sprach, schweiften meine Gedanken noch nicht bis zur Leipziger Bank. Als aber die Leser den Artikel in Händen hielten, war das Unglück bereits geschehen und mir wurde das größte Glück zu Theil, das einem Schriftsteller widerfahren kann: die Praxis hat meine Forderungen gewürdigt. Ich behauptete vor acht Tagen, der Aktionär könne sich selbst aus der mit peinlichster Genauigkeit aufgestellten Bilanz über den Zustand seiner Gesellschaft nicht genau informieren, weil eine ganze Reihe von Verpflichtungen aus technischen Gründen in der Bilanz nicht aufgeführt werden kann und das Gesetz die ergänzende Angabe solcher Verpflichtungen für den Geschäftsbericht nicht verlange. Der Aktionär, so schloß ich meine Ausführungen, müsse sich klar werden, daß in diesem mangelhaften Zustand der Gesetzgebung eine Gefahr für ihn liege. Bei dem Zusammenbruch der Leipziger Bank scheinen nun gerade diese verborgenen Verpflichtungen die wichtigste Rolle gespielt zu haben. Eine Menge von Accepten der Trebergesellschaft ist mit dem Giro der Leipziger Bank weitergegeben worden und dadurch aus den Büchern dieses Institutes verschwunden. Aber über alle Erwartung ist hier, wie es scheint, ferner auch das Spiel mit den Garantien getrieben

worden. Das Geld haben andere Leute gegeben; aber die Leipziger Bank hat in erheblichem Umfang dafür gebürgt. Deshalb scheint mir auch der Status ganz illusorisch, den die Leipziger Bank veröffentlicht hat. Danach betragen die Passiva allerdings nur 92 Millionen, gegenüber einem Aktivenbestand von 159 Millionen. Das giebt einen beträchtlichen Aktivüberschuß. Mit Recht haben schon die meisten unbeflügelten Tagesblätter die Ansicht geäußert, es sei nicht wohl anzunehmen, daß die Debitoren in Höhe von 111 Millionen vollwerthig seien. Darin sehen die Meisten mit sicherem Instinkt den Kernpunkt der Frage nach dem Konkursresultat. Aber man übersieht dabei eben, daß in dem offiziellen Status der großen Garantien für die Trebergesellschaft mit keinem Wort gedacht ist. Daher ist die Situation sehr unklar; denn man weiß weder, ob die auf 80 Millionen angegebene Beteiligung an der Trebergesellschaft, von der immer die Rede ist, innerhalb der bilanzmäßigen Posten zu suchen ist, noch ob und wie Herr Czner sich über die Höhe der Garantien ausgelassen hat. Jedenfalls geht aus dem Bestehen der Garantien zunächst hervor, daß der Konkurs der Leipziger Bank ein sehr langwieriger sein wird; denn voraussichtlich werden sich die Gläubiger zunächst an die Trebergesellschaft halten und erst, wenn da nichts zu holen ist, an die Leipziger Bank herantreten.

Das Merkwürdigste an dem jetzigen Banktrach scheint mir der Umstand, daß Alle sich von ihm überraschen lassen. Als ob das Unglück plötzlich, wie durch Urzeugung, aus der Zeiten Schoss gesprungen wäre, guckt Jeder nun erstaunt zum Himmel empor und fragt, wie „so was“ habe kommen können. Wie so was hat kommen können? Mir scheint Das gar nicht so verwunderlich. Freilich: bei der Leipziger Bank wußten es nur die Eingeweihten. Aber daß es um die Aktiengesellschaft für Trebertrocknung überaus faul bestellt sei, Das mußte Jeder, der überhaupt Zeitungen liest, schon lange wissen, da mit solcher Einnüthigkeit wie in diesem Fall fast sämtliche Zeitungen nur selten gegen eine Gründung Front gemacht haben. Gleich, als die Trebertrocknung anfing, ins Große zu gehen, und das bergmannsche Patent für trockene Holzdestillation mit hohen Lizenzgebühren an mehrere Tochtergesellschaften verkauft wurde, erfand ein amerikanisches Blatt das Wort, das seitdem zum geflügelten geworden ist: air bubble! Für die Gesellschaft nahmen, außer einigen anständigen Journalisten, die sich durch die Beredsamkeit des Herrn Schmidt leider beschwären lassen, nur die Finanzchronik des jetzt in London lebenden, früheren berliner Journalisten Rosenborn und die berliner Finanz- und Handelszeitung des Herrn Hugo Lorenz Partel, die von dem von der Bossischen Zeitung entsetzten Professor Moritz Meyer — unseligen Angebens — geleitet wird. Die letzten Jahre vollends brachten der Trebergesellschaft so niedererschütternde Schläppen, daß eigentlich Niemand mehr an die Wahrhaftigkeit ihrer Leiter glauben konnte. Der Prozeß in Suczawa enthüllte die Produktionsunfähigkeit der ungarischen Tochtergesellschaft, die schlesische Fabrik in Weiswasser erlitt, trotz allen gegentheiligen Versicherungen, Mißerfolg auf Mißerfolg. Der freche Schwindel in Nantes — wo schon das erste Betriebsjahr mit einem Verlust von $1\frac{1}{2}$ Millionen Francs abschloß, nachdem man noch wenige Monate vorher der Kommission, die von der Handelskammer in Cassel abgeandt worden war, einen Gewinn von drei Viertelmillionen vorgespiegelt hatte — mußte schließlich Jedem,

der hören und sehen konnte, die Augen öffnen. Nun fragt man sich erstaunt: Wie kam die Leipziger Bank dazu, sich mit einem so unheimlichen Betrag zu engagiren? Der Fall ist typisch für unsere deutschen Provinzbanken. Auch die Leipziger Bank ist — so wenig wie die Dresdener Kreditanstalt — kein Parvenuinstitut, sie ist vielmehr eine alte, ehrwürdige Bank, die einst für Sachsen eine ganz hervorragende Bedeutung gehabt hat. Vor mir liegt eine Festschrift, die zu ihrem fünfzigjährigen Jubiläum, am zwanzigsten Dezember 1888, erschienen ist. Wenn man sie durchblättert, kann man sich eines an Ehrfurcht grenzenden Gefühls kaum erwehren. Die Vorgeschichte des Unternehmens reicht bis in das Jahr 1824 zurück, wo der Leipziger Kassenverein gegründet wurde, um der Unzulänglichkeit der vorhandenen Zahlungsmittel abzuhelfen. Die Erinnerung führt uns in die gemüthliche Zeit der deutschen Kleinstaaterei, wo jedes Territorium in Deutschland zugleich auch ein abgeschlossenes Zollgebiet für sich bildete und Messen, wie die Leipziger, blühende Organisationen waren. Aus dem Leipziger Kassenverein wurde dann im Jahre 1838 die Leipziger Bank. Sie war als Notenbank gedacht und hat bis zum Jahre 1875 als solche geküßt. Mit welchen stolzen Erwartungen war ihre Geburt begrüßt worden! Und mit welcher feierlichen Umständlichkeit wurde die Zeichnung ihrer Aktien vollzogen! In den Tagen zwischen dem sechsten und dem ersten August 1838 sollte auf dem Leipziger Rathhause in den Räumen des ehemaligen Oberhofgerichtes die große Aktion vor sich gehen. „An den Tagen der Subskription hielten je zwei Rathsdienere vor der äußeren und inneren Thür der Richterstube Wache und durften jeweilig nicht mehr als fünfzig Zeichner in das Vorzimmer und höchstens sechs Personen in das Zeichnungslotal selbst eintreten lassen. Auch der Akt der Zeichnung, bei der außer einem Buchhalter drei Kassirer mitwirkten, war sehr aufhältlich. Jede Einzahlung wurde, nachdem sie vom Kassirer durchgesehen war, selbst wenn es sich nur um die Einzahlung für eine winzige Aktie handelte, vom Zeichner in einen von ihm mitzubringenden Beutel mit seinem Petschaft und außerdem noch mit dem Siegel der Bank verschlossen. Die am Tage eingegangenen versiegelten Geldbeutel wurden täglich abends an den Rath abgeliefert und von diesem in dem Saal des vormaligen Schöppenstuhles untergebracht, worauf dessen Thür jeden Abend notariell versiegelt und von zwei Rathsdienere bewacht wurde. Die langathmigen, feierlichen Notariatsprotokolle, die über diese Vorgänge aufgenommen worden sind, füllen einen ganzen Aktenband.“ Die ersten Leipziger Firmen standen bei der Gründung Pathe. Namen wie Karl Lampe, Heinrich Brockhaus und Friedrich Gontard, die in der Handelswelt historische Bedeutung erlangt haben, figuriren unter den Mitgliedern des Bankauschusses.

Seit dem ersten Juli 1887 leitet Direktor August Heinrich Egner die Bank. Er wandelte anfangs in den Bahnen der Tradition. Aber die glänzenden Jahre nach 1890 raubten ihm die Freude an der beschaulichen Verwaltung seines Amtes: der Ehrgeiz packte ihn, auch einer von den Großen zu werden. Er begann eine lebhaftere Gründungsthätigkeit und gerieth, bei der Umschau nach lukrativen Verbindungen, auf die Trebergesellschaft, deren Direktor es offenbar verstand, alle Leute, mit denen er geschäftlich zu thun hatte, durch seine Persönlichkeit zu bestechen. Diesem Hauber fiel wohl auch Herr Egner zum Opfer, der übrigens auch in Kassel geboren ist. Für die ganz ungewöhnliche Fähigkeit des Treberdirectors Schmidt, auf dem

Wege der Suggestion Seelen zu fangen, scheint mir folgendes Beispiel typisch: Das Emissionshaus für Treberaktien in Berlin ist ein kleines, unbedeutendes Bankgeschäft, dessen Inhaber aber wegen seiner Solidität recht angesehen ist. Er gehört zu jenen Menschen, von denen erzählt wird, sie gäunten sich das Sattessen nicht. Er ist von so ängstlicher Gemüthsverfassung, daß er lange alle Speculationengeschäfte ablehnte und sicherlich kaum je mit einem noch so geringen Betrag für eigene Rechnung speculirte. Und trotzdem fiel er auf die Treber herein! Trotzdem setzte er auf einen beträchtlichen Betrag von Wechseln das Giro seiner Firma! Herr Exner war weder so ängstlichen Gemüthes, noch hatte er einen besondern Hang zur Solidität. Er glaubte wohl auch an die phantastischen Zukunftsträume des Herrn Schmidt. Schließlich hatte er sich mit einer erheblichen Summe engagirt. Als dann allmählich das Mißtrauen gegen die Trebergesellschaft wuchs und allgemein wurde, konnte er nicht mehr zurück. Von mehreren Seiten zugleich wurde der Trebergesellschaft der Kredit gekündigt, — und Herr Exner mußte, wenn er seine Bank nicht ruiniren wollte, einspringen. Jetzt kam gar nicht mehr in Frage, ob er noch an die Zukunft des Unternehmens glaubte oder nicht: er mußte, um sein eigenes Institut aufrecht zu erhalten, Summen auf Summen vorstrecken. Als dann die eigenen Mittel nicht mehr ausreichten, griff er zum Hilfsmittel des Acceptes. Und vom Accept zur Garantie ist nur ein kleiner Schritt. So erklärt sich das Verschulden des Direktors.

Dieser Versuch, das verfehlte Handeln Exners psychologisch zu erklären, zeigt, daß wir hier keinem Einzelfall gegenübersehen, sondern daß mit der Leipziger Bank ein System zusammengebrochen ist. Allerdings wird nicht jeder Bankdirektor durch Schwindel und Betrug so lange seine Verfehlungen zu decken suchen. Aber ich behaupte ruhig, daß es namentlich in der Provinz eine Reihe von Banken giebt, deren Direktoren leider den richtigen Moment verpaßt haben, sich aus der Affaire zu ziehen. Ist aber einmal dieser Moment vorüber, so giebt es kein Zurück mehr. Es gehört ein nicht geringes Maß von Voraussicht und Willenskraft dazu, bei Zeiten einen Strich unter die Rechnung zu machen, den ganzen Verlust abzuschreiben und den Aktionären klaren Wein einzuschänken. Welcher Bankdirektor aber vermag Das? Wie Viele besitzen diese Einsicht und Willenskraft? Es ist ein Fehler der deutschen Bankwelt, daß nicht auch, wie in England, tüchtige Nationalökonomen im Rathe der Banken sitzen. Solche Leute sind nöthig, weil sie an höheren Maßstäben messen. Ihnen sind die allgemeinen Gesetze der Wirthschaftsentwicklung geläufig, sie fangen bei gewissen Symptomen an, ängstlich zu werden, und drängen zur Vorsicht. Der Mann der Praxis ist in guten Jahren sehr brauchbar. Aber sein Blick ist doch nur auf seinen engen Geschäftskreis eingestellt. Die Zusammenhänge der einzelnen Wirthschaftszweige sind ihm unklar. Wenn es ihm Jahre lang gut gegangen ist, denkt er, so müsse es immer so bleiben. Er verfällt in den typischen Größenwahn der erfolgreichen Praktiker, ist in der Regel Belehrungen unzugänglich und spottet der Mahnungen der Theoretiker, die bei jeder Transaktion nach den Garantien ihres Erfolges fragen. Dieser Größenwahn führt dann zum Fall.

Plutus.